

<b>Zeitschrift:</b>	Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
<b>Herausgeber:</b>	Bernisches historisches Museum
<b>Band:</b>	69 (2007)
<b>Heft:</b>	3
<b>Artikel:</b>	Gebändigt und genutzt : die Stadt Thun und das Wasser in den letzten 300 Jahren
<b>Autor:</b>	Bähler, Anna
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-247323">https://doi.org/10.5169/seals-247323</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Gebändigt und genutzt Die Stadt Thun und das Wasser in den letzten 300 Jahren

---

Anna Bähler

## 1. Einleitung

Wasser hat für jede menschliche Siedlung eine existenzielle Bedeutung, denn es ist eine Grundvoraussetzung für das Leben. Ist es nicht ausreichend und in guter Qualität vorhanden, steht das Überleben auf dem Spiel. Die Gründung und Entwicklung von Städten ist deshalb immer mit dem Vorhandensein von Wasser verbunden. Seine Verfügbarkeit hängt entscheidend von den naturräumlichen Gegebenheiten ab, die sich verändern können, sei es durch Klimaveränderungen oder als Resultat menschlicher Eingriffe. Zwischen einer Stadt und dem Wasser, das sie umgibt, besteht eine vielschichtige, dynamische und sich im Lauf der Zeit wandelnde Beziehung. Durch die menschliche Nutzung wird das Naturgut Wasser zum Kulturgut, das zahlreiche Bereiche des Lebens und des Zusammenlebens berührt.

In den letzten drei Jahrhunderten war das Wasser ein wichtiges Element in der Entwicklung der mitteleuropäischen Städte, und zwar nicht nur in hygienischer oder wirtschaftlicher, sondern auch in institutioneller und ästhetischer Hinsicht. Mit der wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und technischen Entwicklung veränderte sich das Nutzungspotenzial des Wassers und die Art und Weise, wie die Bevölkerung einer Stadt mit ihm umging und wie sie es wahrnahm. Auch zeitgenössische hygienische und sozialpolitische Vorstellungen beeinflussten diese Wahrnehmung. Der Fokus auf das Wasser kann somit in der Stadtgeschichte Hinweise liefern über sich wandelnde Konzeptionen von Natur, Kultur und Technik.<sup>1</sup>

Für Städte, die an einem Fluss, an einem See oder am Meer liegen, ergeben sich aus diesem Standort besondere Chancen, aber auch Risiken: Wasser ist zugleich Leben spendend und Tod bringend. In Thun ist Wasser reichlich vorhanden. Die Stadt liegt am Ausfluss des Thunersees und wird von der Aare durchflossen. Bäche aus den umliegenden Hügeln führen see- und flusswärts. Seit es die Stadt gibt, nutzen die Menschen das Wasser zu verschiedensten Zwecken: als Reise- und Transportweg, für die Stadthygiene, in den Haushalten, im Gewerbe und in jüngerer Zeit in der Industrie und zur Elektrizitätsgewinnung. Nicht zuletzt dient es auch dem Freizeitvergnü-

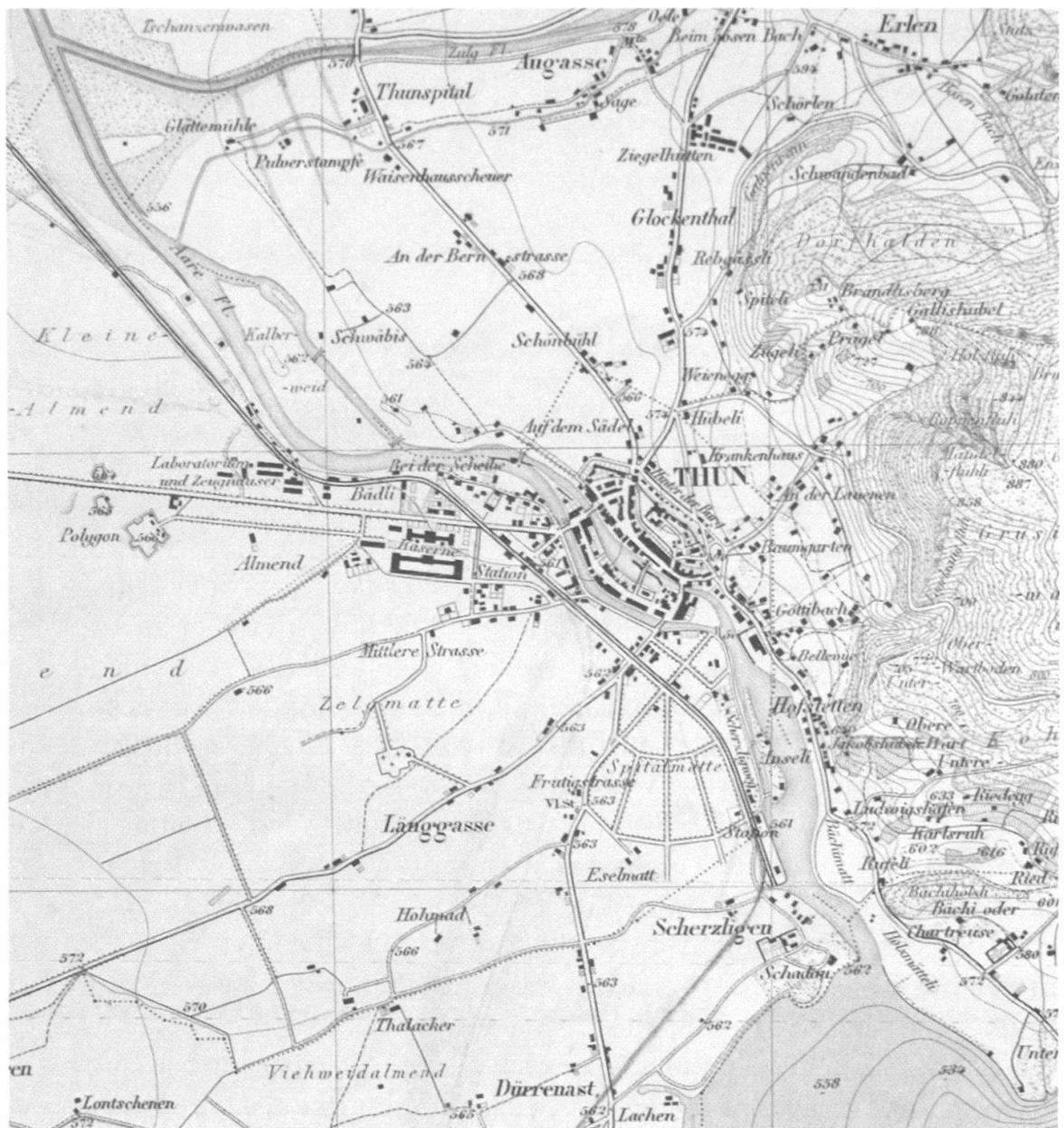


Abb. 1 Die Stadt Thun auf der Siegfriedkarte von 1876. Die Altstadt liegt nicht direkt am Thunersee, sondern rund einen Kilometer unterhalb des Ausflusses der Aare aus dem See.

gen. Dass Wasser zur Bedrohung werden kann, mussten die Menschen in Thun immer wieder erleben. Zudem hatte die Stadt mehrmals Folgen von Gewässerkorrekturen zu bewältigen. In den letzten 300 Jahren veränderte sich die Beziehung der Thunerinnen und Thuner zum Wasser grundlegend. Aare und See verloren zwar in verschiedener Hinsicht an Bedeutung, doch das Wasser blieb weiterhin wichtig für die Stadt. Diese Entwicklung soll in diesem Artikel facettenreich aufgezeigt werden.<sup>2</sup>

## 2. Naturgewalt Wasser

### Unfälle

«Unser See und die reissende Aare haben wieder einmal einige Opfer gefordert. Letzten Freitag wurde der Leichnam eines älteren Mannes (...), der wahrscheinlich in betrunkenem Zustand beim nächtlichen Nachhausegehen verunglückte, und eines Schreinergesellen (...), der bereits vor 14 Tagen beim Baden im See ertrank, aus der Aare gezogen. Samstags in der Frühe sah man einen Mann (...), nach Rettung ringend, die Aare herabkommen. Bei der Sinnebrücke wollte man ihm die rettende Hand bieten, allein, und nicht zum ersten Mal, zeigten sich die Rettungswerkzeuge unzulänglich und der Arme wurde nach dem sichern Todesschlunde, den Schleusen, hingerissen und verschwand. Bei der Gefährlichkeit, die die Aare wegen den beiden Schleusen hat, wäre grössere Bedachtsamkeit auf zweckmässige und leicht zur Hand stehende Rettungswerkzeuge sehr zu wünschen.»<sup>3</sup>

Im 19. Jahrhundert stellte die Aare einen Unfallherd erster Güte dar. In den Zeitungen waren immer wieder Meldungen zu lesen über verunfallte Boote und Schiffe sowie über Kinder und Erwachsene, die im Fluss ihr Leben verloren. Einige typische Beispiele: Im November 1844 ertrank beim Reckweg – ungefähr beim heutigen Aarequai oberhalb des Lautors – ein armer Familienvater aus Merligen. Er wollte mit seinem Schiff nach Hause zurückkehren, doch sein Ruder brach, er geriet aus dem Gleichgewicht und fiel ins Aarebecken. Ende April 1851 erfasste die starke Strömung das aus Neuhaus kommende Postschiff und drückte es gegen die Schleuse. Daraufhin kenterte das Schiff, weil die aufgeregten Passagiere es aus dem Gleichgewicht gebracht hatten. Ein Schiffer ertrank, ein Passagier erlag später seinen Verletzungen. Die übrigen 15 Schiffsinsassen, die sich an die Schleuse geklammert hatten, konnten gerettet werden. Im selben Frühling fiel eine Dienstmagd, die Aarewasser holte, in den Fluss und tauchte nicht mehr auf.<sup>4</sup> Alkoholgenuss erhöhte die Unfallgefahr, und auch Badeunfälle kamen schon im 19. Jahrhundert immer wieder vor: «Wegen 2 armseligen Glas Bier hat am Samstag vormittags in der Aare Joh. Fuhrer, Heizer in den Selve'schen Metallwerken, sein Leben eingebüsst. Der Genannte, ein 50-jähriger, aber kräftiger und des Schwimmens kundiger Mann, machte sich anheischig, (...) die reissenden Aarefälle hinunterzuschwimmen. Das Wagnis war ihm früher schon einmal gelungen. Doch diesmal hatte er seine Kräfte überschätzt; in den wilden Strudeln erlahmten dieselben bald. (...) Der Leichnam wurde in Bern geländet.»<sup>5</sup>

Dass damals immer wieder Menschen im Wasser verunfallten, hat verschiedene Gründe. Thunersee, Aarebecken und Aare waren bis ins ausgehende 19. Jahrhundert wichtige Verkehrswege und dementsprechend mit

Booten und Schiffen viel befahren. Mauern oder Geländer zur Sicherung der Ufer fehlten meist, denn die Schiffe mussten anlegen und entladen werden. Bei wenig Wind zogen die Schiffer sie auf dem Reckweg wieder das Aarebecken hinauf zum See. An verschiedenen Stellen wurde auch geflößtes Holz aus der Aare gefischt. Ausserdem schöpften die Thunerinnen und Thuner das Wasser für Gewerbe und Haushalte bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts meist aus der Aare; Wäscherinnen, Hausfrauen oder Dienstmädchen spülten hier ihre Wäsche. Doch die Menschen, die am Fluss Wasser holten, arbeiteten oder badeten, konnten damals häufig nicht schwimmen, denn es gab weder Badeanstalten noch Schwimmunterricht. Die Rettungsvorrichtungen waren unzureichend oder gar nicht vorhanden, wie ein Beispiel aus dem Sommer 1889 zeigt. Damals fiel ein Mädchen bei der Freienhofländte ins Wasser. Zusammen mit seinem Retter, der ihm nachgesprungen war, konnte es sich an der Rettungskette bei der Sinnebrücke festklammern. Es dauerte aber über eine Viertelstunde, bis eine Leiter gefunden worden war, um die beiden ans Trockene zu holen.<sup>6</sup>

Selbstverständlich wurden die Unfälle nicht einfach hingenommen. Die Zeitungen forderten verschiedene präventive Massnahmen, wie Schwimmunterricht, das Anbringen von Rettungsvorrichtungen an den Brücken und Warntafeln bei attraktiven, aber wegen Untiefen oder starker Strömung besonders gefährlichen Badestellen wie dem Gewerbekanal oder bei der Werft. Auch sollte es unkundigen Bootsführern verboten werden, die innere Aare zu befahren. Weil recht häufig Kinder beim Baden und Spielen in der Aare verunfallten, untersagte die Thuner Polizeikommission 1893 «alles Schiffeln und Flössen auf der Aare mit Laden, Kisten etc. seitens der Kinder» und ersuchte die Eltern, «die Kinder von dieser gefährlichen Unterhaltung abzuhalten». <sup>7</sup> Gegen Ende des 19. Jahrhunderts tauchte der Ruf nach einem Geländer beim Aarequai auf mit der Begründung, dass hier immer wieder Menschen in die Aare fielen. Tatsächlich setzten die Stadtbehörden die Forderungen zum Teil um, indem an besonders gefährlichen Stellen Rettungsringe bereitgestellt und Warntafeln aufgestellt wurden. Auch der Aarequai erhielt noch vor dem Ersten Weltkrieg ein Geländer. Dies wurde möglich, weil in der Zwischenzeit die Schifffahrt im Aarebecken stark an Bedeutung verloren hatte. Zudem verminderte die bessere Strassenbeleuchtung der Stadt seit der Wende zum 20. Jahrhundert die Gefahr, in der Dunkelheit ins Wasser zu fallen.<sup>8</sup>

## *Überschwemmungen*

Ein weitaus grösseres Problem als die Unfälle, die meist nur einzelne Personen betrafen, stellten die Überschwemmungen dar, die Thun und seine Umgebung immer wieder heimsuchten. Ein Befestigungsgraben, den die Ky-

burger um 1300 als Schutz des Bälliz gegen Südwesten erstellten, diente der Stadt bis ins 18. Jahrhundert als Entlastungskanal. Dort, wo heute die obere Schleuse steht, befand sich ein fester Querdamm, der bei Hochwasser überflutet wurde. Allerdings bestand in Thun Überschwemmungsgefahr nicht nur bei hohem Wasserstand des Sees, sondern drohte auch von der Aare her, denn wenige Kilometer unterhalb der Stadt vereinigten sich zwei Flüsse an der gleichen Stelle mit der Aare: von Südwesten her die Kander und von Osten die Zulg. Vor allem nach Sommerngewittern wurden beide Flüsse zu reissenden Strömen, die sehr viel Geschiebe mitbrachten und damit die Aare aufstauen konnten, was zu Überschwemmungen bis nach Thun hinauf führte.

Karl Koch (1770–1844), als Präsident der Schwellenkommission der wichtigste Förderer der Aarekorrektion zwischen Thun und Bern in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, beschäftigte sich 1826 mit der Situation im Gebiet Thun vor der Kanderkorrektion: «Bei Wassergrössen war nicht nur der niedrige Theil der Stadt, die Erdgeschosse der Häuser, die Gassen so unter Wasser, dass man in den letzteren herumschiffen musste und Fische angeln konnte, sondern die ganze Allmend, die Güter bey Gwatt, Scherzlingen, und längs der Frutigstrasse – auf welcher einst ein Karpfen von



Abb. 2 Im Sommer 2005 stand Thun ein weiteres Mal unter Wasser. Der Wanderweg, der am alten Waschhaus beim Rathaus vorbeiführt, verwandelte sich in einen Wasserweg.

10 Pfund Gewicht gefangen worden seyn soll.“<sup>9</sup> Neben diesen eher pittoresken Anekdoten malte er ein für die Stadt bedrohliches Bild. Manche Gebiete in der Umgebung Thuns seien chronisch versumpft und damit gefährliche Fieberherde gewesen, der Stadt selbst habe wegen des Rückstaus der Aare das langsame Versinken im Sumpf gedroht.<sup>10</sup> Es ist schwierig abzuschätzen, inwieweit diese Aussagen zutrafen, machte sie Koch doch über 100 Jahre nach der Kanderkorrektion. Er war beeinflusst von wissenschaftlichen Vorstellungen seiner eigenen Gegenwart. Die Idee, dass aus stehenden, versumpfenden Gewässern zerstrende, krank machende Dämpfe aufstiegen und dass Städte in Morast und Schlamm versinken konnten, war zu Kochs Zeiten weit verbreitet; damals etablierte sich deshalb das Leitbild der trockenen, durchlüfteten Stadt.<sup>11</sup> Zu Beginn des 18. Jahrhunderts hingegen, als sich der Staat Bern an die Korrektur der Kander heranwagte, machten sich die Promotoren dieses Unterfangens nur wenig Gedanken zu dessen Auswirkungen auf die Stadt am Ausfluss des Thunersees.

### *Die Folgen des Kanderdurchstichs für die Stadt Thun*

Die unteren Anliegergemeinden der Kander, die wie Thun immer wieder von Überschwemmungen betroffen waren, schlugen 1698 der Berner Regierung vor, die Kander direkt in den Thunersee zu leiten.<sup>12</sup> In Thun stand man diesem Vorhaben skeptisch gegenüber, weil man zu Recht davon ausging, dass bei einem allfälligen Kanderdurchstich mehr Wasser in den Thunersee fliessen würde und deshalb auch der Seeabfluss verbessert werden müsste. Zudem befürchteten die Thuner eine Verschmutzung des Aarewassers, das sie auch als Trinkwasser nutzten. Die Regierung setzte eine Kommission ein, welche eine Art Vernehmlassung bei den betroffenen Gemeinden durchführte und die sich auch mit den Abflussverhältnissen in Thun auseinandersetzte. Es bestanden Pläne zur Verbesserung des Abflusses, so zum Beispiel durch eine Verbreiterung der Aare in Thun oder durch den Bau eines Entlastungskanals an der Stadt vorbei.

Als jedoch das Projekt 1711–1714 zur Ausführung kam, beschränkte man sich darauf, die Kander in den See zu leiten – vom Abfluss war keine Rede mehr. Die Folge davon war, dass Thun 1714, 1715, 1718, 1720 und 1721 tagelang unter Wasser stand. Die bernische Obrigkeit kaufte die Thuner Mühlen und liess die dazu gehörenden Schwellen in der Aare entfernen. Damit verwandelte sich die Aare, früher meist ein ruhiger Fluss, zu einem reissenden Strom, welcher die Ufer unterspülte und die Wasserwerke ruiinierte. Die Sinnebrücke stürzte 1721 ein und ein Teil des Zunfthauses zu Oberherren rutschte ins Wasser, der Scherzligbrücke drohte ebenfalls der Einsturz. Zudem kostete die Kanderkorrektion auch in Thun Menschenleben: Im Juli 1718 geriet ein Schiff, das eine Gruppe junger Leute trans-

portierte, im Aarebecken in eine starke Strömung. Diese drückte es gegen einen Pfeiler der Gedeckten Brücke, die damals vom Freienhof auf die andere Flussseite führte. Das Schiff kenterte, 13 Menschen ertranken vor den Augen der Angehörigen, die sie auf der Sinnebrücke erwarteten.

Mit den dringend nötigen Sanierungsarbeiten in Thun beauftragte die bernische Regierung 1720 Emanuel Gross (1681–1742), der in Italien Mathematik und Ingenieurkunst studiert und den Kanderdurchstich schon vor der Ableitung des Wassers in den Thunersee kritisiert hatte. Um dem Fluss mehr Raum zu geben und den Wasserabfluss zu verbessern, liess Gross an verschiedenen Stellen im Aarebecken Landvorsprünge abtragen sowie den Stadtgraben um das Bälliz verbreitern und den alten, festen Querdamm entfernen. Damit wurde der Stadtgraben zu einem zweiten Aarearm, der so genannten äusseren Aare. Die Scherzlig- und die Allmendbrücke wurden umgebaut, so dass mehr Wasser unter ihnen durchfliessen konnte. Zudem erstellte man an der innern und an der äussern Aare Schleusen mit beweglichen Schützen, um den Durchfluss besser regulieren zu können. Vor allem musste aber die Fliessgeschwindigkeit der Aare vermindert werden. Deshalb wurden oberhalb des Freienhofs und unterhalb der Sinnebrücke Traversierschwellen eingebaut.<sup>13</sup> Diese Nachkorrekturen bildeten ein Flickwerk, das schliesslich die Auswirkungen des Kanderdurchstichs in der Stadt Thun einigermassen regulierte.

### *Die Aarekorrekturen zwischen Thun und Uttigen*

Nach dem Kanderdurchstich hatte im 19. Jahrhundert eine weitere Gewässerkorrektion, diesmal unterhalb von Thun, ebenfalls Auswirkungen auf die Stadt. Im Nachgang zum Kanderdurchstich war schon 1718–1721 ein Kanal zwischen Thun und Uttigen gebaut worden, um den Abfluss aus Thun und die Bedingungen für die Aareschifffahrt zu verbessern. Weil sich die Anliegergemeinden um den Unterhalt stritten, verlandete dieser Kanal schon nach wenigen Jahren.<sup>14</sup>

In den 1870er-Jahren wurde die Aare zwischen Thun und Uttigen neu kanalisiert, weil die Aare die Eisenbahlinie bei Uttigen gefährdete. Das Wasser floss nun viel schneller als zuvor und frass sich immer tiefer in die Flussohle ein. Dies hatte fatale Folgen für das Schwäbis und die Stadt Thun: Das Wasser unterspülte die Ufer und die Fundamente von Häusern, und es bedrohte die Brücken der äusseren Aare. Um eine weitere Erosion zu verhindern, sicherte man die Flussohle auf der Höhe des Schwäbis in der äusseren und inneren Aare mit grossen Steinblöcken, die unter der Wasseroberfläche Querdämme bildeten. Etwas später erstellte man unterhalb des Zusammenflusses der beiden Flussarme einen grossen Damm quer durch die Aare. Damit entstand eine Stromschnelle, die so genannten Aarefälle.<sup>15</sup> Damit



Abb. 3 Bauarbeiten an der Aaresohle im Schwäbis, zwischen 1916 und 1926. Wegen der Rückwärtserosion der Aare nach der Aare-Zulg-Korrektion musste im Schwäbis die Flusssohle ab 1877 in mehreren Etappen mit Steinblöcken gesichert werden. Damals entstanden die Aarefälle. Zu Beginn der 1960er-Jahre verschwanden diese im Rückstau des Wehrs, das damals für den Betrieb des neuen Elektrizitätswerkes errichtet wurde.

konnte die Unterspülung der Ufer zwar vermindert, aber nicht ganz gestoppt werden. Die Folgen dieser Gewässerkorrektion sind heute im Schwäbis eindrücklich sichtbar. Während die Aare vor der Korrektion noch gemächlich, mit wenig Gefälle und in weitem Bogen durch das Schwäbis Bern zufloss, stürzt das Wasser heute beim Stauwehr des Elektrizitätswerks rund sieben Meter in die Tiefe.<sup>16</sup>

Trotz der Gewässerkorrekturen blieb Thun nicht vor Überschwemmungen gefeit. Bei Extremverhältnissen genügte der Abfluss weiterhin nicht. Am 5. September 1846 meldete das «Thuner Blatt», durch die anhaltenden Regenfälle habe die Aare eine Höhe erreicht, wie sie selbst die ältesten Männer noch nie gesehen hätten. Der See erreiche die Gwattstrasse und manche Leute grüben verzweifelt ihre Kartoffeln mit unsäglicher Mühe auf den überschwemmten Feldern aus. Dies war kein Einzelfall: Seit die Landeshydrologie die Pegelstände am Thunersee misst, also seit 1869, erreichte oder überschritt der See die Hochwasser-Schadengrenze von 558,3 Meter über Meer in 37 Jahren. Das Hochwasser von 1999 erreichte den höchsten je gemessenen Wasserstand und richtete grosse Schäden an. Um solche Ereignisse in Zukunft zu vermeiden oder zumindest die Schäden zu verringern,

erstellt der Kanton nun einen Entlastungsstollen, der vom Schiffskanal her unterhalb des Kraftwerks in die Aare einmündet. Am 12. Juli 2007 wurde im Selveareal mit dem Bau begonnen, der Durchstich beim Bahnhofplatz soll im Frühling 2008 erfolgen.<sup>17</sup>

### 3. Wasser als Reise- und Transportweg

#### *Die Bedeutung der Stadt Thun für Schifffahrt und Flösserei*

Bis ins 19. Jahrhundert war es mühselig, auf den damals holprigen und zum Teil schlecht gepflegten Landstrassen zu reisen oder Waren zu transportieren. Deshalb waren die Seen und Flüsse wichtige Reise- und Handelsverbindungen. Die Aare und der Thuner- und Brienzersee waren im Ancien Régime die wichtigste Verbindung von Bern ins Berner Oberland, weil es hier nur wenig Fahrstrassen gab. Die Stadt Thun war Hauptzollstätte für alle Waren aus dem Oberland und durfte mit keinem Handelsartikel umfahren werden. Der wichtigste Handels- und Umschlagplatz der Stadt war vom Mittelalter an bis ins 19. Jahrhundert der Sinneplatz, denn er befand sich an der Schnittstelle zwischen See- und Flussschifffahrt sowie zwischen Schiff-

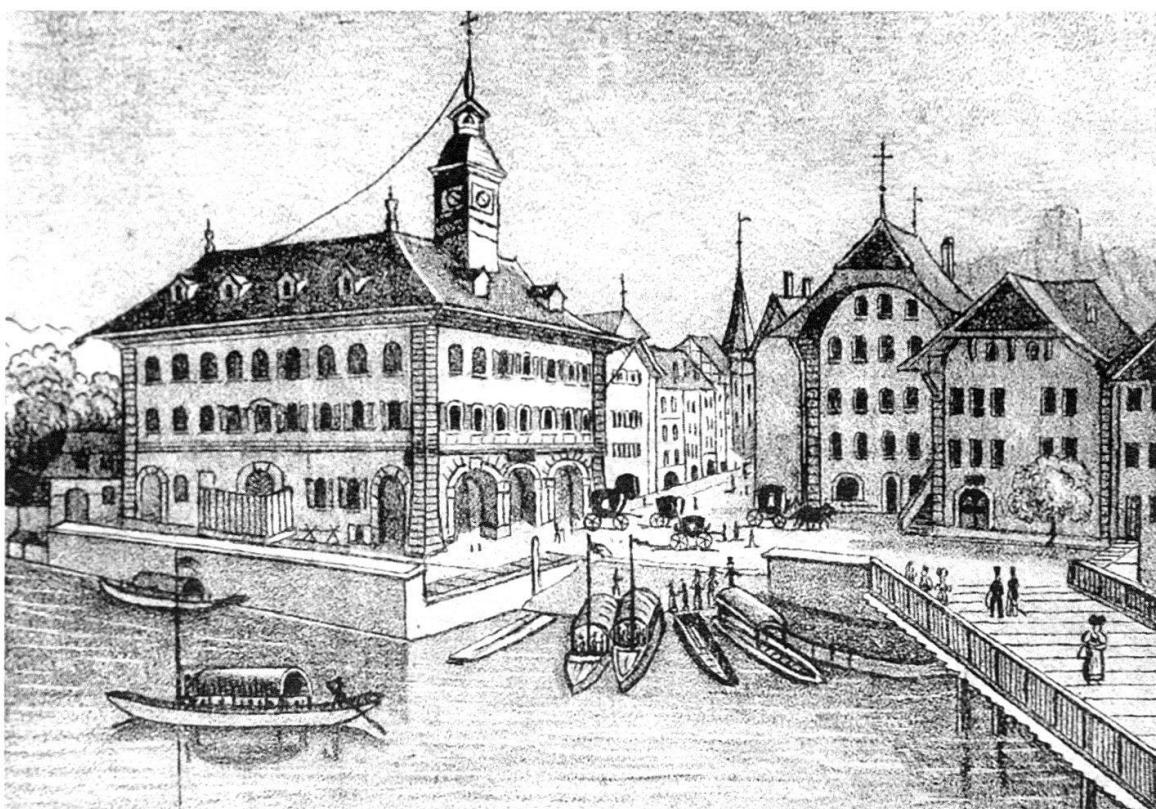


Abb. 4 Eine Reklameschrift des Hotels Freienhof von 1829, zeigt nebst dem Hotelgebäude kleine Schiffe, welche beim Sinneplatz anlegen.

und Landtransport. Die Waren, die früher vom See auf Schiffen und Kähnen hergebracht wurden, hat man hier verzollt und gewogen.<sup>18</sup> Ausserdem mussten sie für den Weitertransport aareabwärts auf Flussschiffe umgeladen werden, auf die 13 bis 14 Meter langen Bern-Weidlinge aus Fichtenholz. Im Ancien Régime waren für den Warentransport auf dem Brienzer- und Thunersee die Oberländer Schiffsleute zuständig. Für die Strecke Thun-Bern übernahmen die Thuner Schiffsleute die Verantwortung.<sup>19</sup>

Zudem war Thun seit dem Mittelalter Durchgangsstation für Holzflösse, denn der Wasserweg war die bequemste und billigste Art, Holz zu transportieren. Ab dem 17. Jahrhundert erliess der Staat Bern Bestimmungen, die den Holzschlag und die Flösserei reglementierten, damit die Wälder im Oberland nicht übernutzt wurden. Vor allem aber sollten die Erlasse die Holzversorgung der Hauptstadt sichern. Wie wichtig das Holz für Bern war, zeigt sich daran, dass auf der Aare unterhalb der Stadt Bern der Holzverkehr klein, oberhalb aber gross war. Noch um 1840 gingen durchschnittlich pro Jahr gut 33 000 Stämme Bauholz durch Thun. Nach dem Bau der Eisenbahnstrecke Bern–Thun von 1859 nahm die Flösserei zwischen Thun und Bern langsam ab. Die Stadt Thun war auch selber Holzkonsumentin, es gab hier verschiedene Lande- und Lagerplätze für Holz. An diesen Stellen befanden sich meist Gewerbebetriebe, die das Holz entweder als Brennmaterial brauchten oder es verarbeiteten.<sup>20</sup>

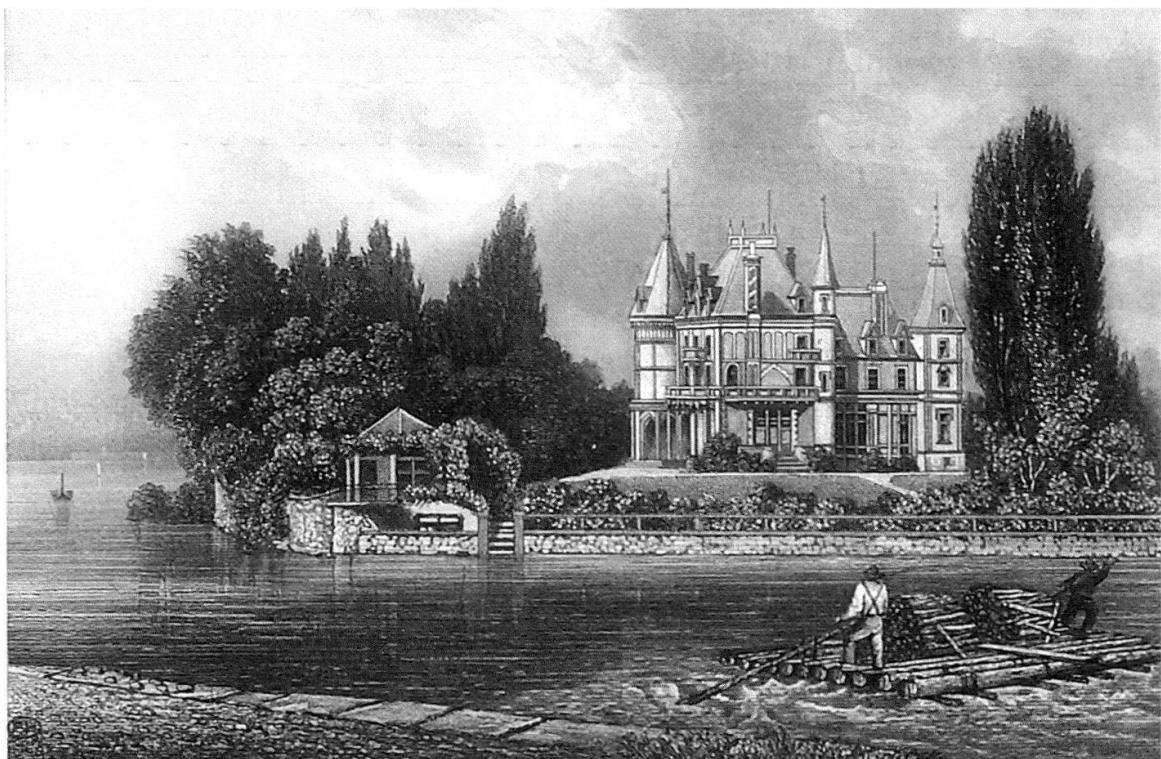


Abb. 5 Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein wurde das Holz aus dem Alpenraum auf dem Wasserweg ins Unterland transportiert. Die Radierung von Jakob Lorenz Rüdisühli (1835–1918), die um 1870 entstanden ist, zeigt einen Flösser auf der Aare vor dem Schloss Schadau.

## *Die Thunerseeschiffahrt*

Der Schiffsverkehr auf dem Thunersee hatte im Ancien Régime lediglich regionale Bedeutung. Bevor es Dampfschiffe gab, dienten Ruder und Segel als Fortbewegungsmittel. Auf dem Thunersee gab es in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts 15 grosse Lastschiffe, die 300 bis 600 Zentner fassten, sowie 30 bis 35 kleine Boote, die neben Waren auch Reisende beförderten. Ein weiteres Schiff verkehrte fahrplanmässig als Postschiff und nahm bei Bedarf auch einige Passagiere mit.<sup>21</sup> Im Sommer arbeiteten etwa 130, im Winter etwa 50 Männer als Schiffer. Als im ausgehenden 18. Jahrhundert der Tourismus seinen Anfang nahm, konnten die Schiffsleute vorerst profitieren, doch längerfristig führte er zum Niedergang ihres Gewerbes.

Die Brüder Johann Jakob Knechtenhofer (1790–1867), Johannes Knechtenhofer (1793–1865) und Johann Friedrich Knechtenhofer (1796–1871), die 1833/34 das erste Hotel in Thun gebaut hatten, setzten 1835 ein erstes Dampfschiff, die «Bellevue», auf den See. Schon bald zogen die Reisenden das Dampfschiff den kleinen Ruderbooten vor, denn dieses war schneller, bequemer und auf ihm befand sich sogar ein Restaurant. Im ersten Betriebsjahr beförderte die «Bellevue» schon 22 784 zahlende Passagiere.<sup>22</sup> Damit verloren viele Schiffer ihren Verdienst. Einige bekamen Arbeit in der Deckmannschaft auf der «Bellevue», manche versuchten, weiterhin als Ruderer zu arbeiten oder verzichteten auf ihren bisherigen Erwerb, der nur noch wenig einbrachte.<sup>23</sup>

Ein Reiseführer aus der Mitte des 19. Jahrhunderts nahm die Etablierung der Dampfschifffahrt auf dem Thunersee und das allmähliche Verschwinden der Ruderboote als bedauerlichen landschaftsästhetischen Verlust wahr: «diese Schifflein mit roth und weissem Dache, die treuherzigen Schiffer und die hübschen Schifferinnen, von Dichtern so oft und zuweilen so schön besungen – sie sind im Begriff, auf unsren schönen Seen jenen fürchterlichen Dampfschiffen zu weichen, die so wenig mit den herrlichen Scenen harmonieren, die sie umgeben, und die sie uns eben nur lange genug zeigen, um uns bedauern zu lassen, dass wir sie nicht länger geniessen können.»<sup>24</sup>

Die erste Dampfschifflände erstellten die Gebrüder Knechtenhofer bei ihrem Hotel Bellevue in Hofstetten. Mit der Eröffnung der Ländte beim Freienhof 1856 fuhren die Dampfschiffe bis an die Innenstadt heran. Damit verknappte sich der Platz im Aarebecken, denn hier verkehrten zahlreiche kleinere Marktschiffe, die auf der rechten Flussseite anlegten und entladen wurden, so zum Beispiel bei der Lauitorländte, aber auch weiter hinunter bis zur Mühle. Zudem wurde auch Holz durch das Aarebecken geflösst. Damit sich die Dampfschiffe, die Flösse und die Transportschiffe nicht in die Quere kamen, erliess der Regierungsstatthalter Vorschriften, wie sich

die verschiedenen Schiffstypen zu verhalten hatten. 1857 beispielsweise wurde in den Sommermonaten, wenn die Dampfschiffe unterwegs waren, zwischen sechs Uhr morgens und sechs Uhr abends das Befahren des Aarebeckens mit grossen Last- und Aareschiffen sowie das Flössen verboten. Kleine Schiffe durften auch tagsüber verkehren, mussten allerdings beim Herannahen eines Dampfschiffes sichere Landeplätze aufsuchen. Die Dampfschiffgesellschaft hatte Abfahrt und Ankunft ihrer Schiffe zehn Minuten vorher mit Flaggen bei der Schiffländte und der Sinnebrücke anzeigen.<sup>25</sup>

### *Die Auswirkungen des Eisenbahnbau auf die Thunerseeschiffahrt*

Der Bau der Eisenbahnstrecke Bern–Thun schloss die Stadt 1859 an das schweizerische Eisenbahnnetz an. Gegen den Widerstand der Centralbahngesellschaft setzten die Thuner durch, dass der erste Bahnhof 1859 bei der Allmendbrücke zu stehen kam. So mussten Durchreisende die ganze Stadt in der Längsrichtung durchqueren, um zur Ländte beim Freienhof zu gelangen. Diese Situation mochte zwar der Stadt wirtschaftliche Vorteile bringen,



Abb. 6 Bahnhof und Schiffländte Scherzlige 1919. Reisende ins Berner Oberland wechselten ab 1863 in Scherzlige von der Eisenbahn auf das Dampfschiff, meist ohne der Stadt Thun einen Besuch abzustatten. Der heutige Bahnhof Thun und der Schiffskanal entstanden erst 1920–1925.

war jedoch für Reisende äusserst unbequem. Deshalb wurde schon 1863, gegen den Widerstand der Thuner, ein Personenbahnhof mit direktem Schiffanschluss in Scherzlingen eröffnet. Von nun an liessen die ins Oberland reisenden Touristen die Stadt Thun meist links liegen. Die Freienhofländte blieb noch bis 1904 bestehen, die Ländte Thun-Hofstetten wurde 1925 in Thun Kursaal umbenannt.<sup>26</sup>

Als ab 1893 die Bahn direkt nach Interlaken führte, verlor der Schiffsverkehr auf dem Thunersee massiv an Bedeutung und diente nun vor allem dem Ausflugstourismus. Das Umsteigen in Thun von der Eisenbahn auf das Schiff war unattraktiv. Dies hatten sich die Thuner selbst eingebrockt, weil sich der Hauptbahnhof Thun immer noch bei der Allmendbrücke befand. Das «Thuner Blatt» zitierte 1911 den «English Herold», der sich über die Verkehrsverhältnisse in Thun ausgelassen hatte: «Wenn Reisende in Thun (Hauptbahnhof) ankommen, steigen sie oft aus, in der Meinung, die Seestation erreicht zu haben. Wenn sie schnell genug sind, können sie vernehmen, dass sie noch zwei, drei Minuten weiterfahren müssen, bevor sie an Bord der Schiffe gelangen können; aber ist das Glück gegen sie, sehen sie den Zug abfahren und werden beides vermisst haben: Zug und Schiff.»<sup>27</sup>

Wollte Thun als Tourismusort konkurrenzfähig sein, musste die Situation grundlegend verbessert werden. Es brauchte einen Bahnhof, der sowohl in Stadtnähe lag wie auch den direkten Anschluss an die Schifffahrt gewährleistete. In den jahrelangen Diskussionen und Planungen zeigten sich zwei grundsätzlich verschiedene Positionen: Die Stadt Thun, der Verkehrsverein und die Hoteliers in Hofstetten wünschten sich Bahnhof und Ländte in der Nähe der oberen Schleuse, wo sich die Stadt mit Schloss und Kirche von der schönsten Seite präsentierte. Die Eisenbahn- und die Dampfschiffgesellschaften setzten hingegen auf einen Stichkanal, der den zukünftigen Bahnhof mit dem See verbinden sollte. Erst zu Beginn der 1920er-Jahre einigte man sich auf die zweite Lösung, die zugleich ein städtebauliches Grossprojekt war: Der Bahnhof wurde an die heutige Stelle verschoben, die neuen Geleiseanlagen, die drei Unterführungen, die Bahnhofbrücke, die Bahnhofstrasse und der Bahnhofplatz gebaut und der Schiffskanal ausgehoben, der 1925 eröffnet wurde.

Im 20. Jahrhundert diente die Thunerseeschifffahrt weiterhin vor allem dem Tagesausflugsverkehr. Nach den schweren Krisen während der beiden Weltkriege erlebte sie ab den 1950er-Jahren einen neuen Aufschwung. 1956 beförderte sie erstmals über eine Million Passagiere. Die Schiffsflotte, die seit 1913 der BLS gehörte und von ihr stetig erneuert wurde, umfasste 1960 acht Motorschiffe und drei Raddampfer.<sup>28</sup> 1971 rangierte die BLS das letzte Dampfschiff aus, die Blümlisalp aus dem Jahr 1906. Während bisher die Verschrottung alter Thunerseedampfer kaum eine Zeitungsnotiz wert war, formierte sich diesmal Widerstand. Einige Dampfschiffreunde setzten sich

im Verein «Pro Dampf», später in der Genossenschaft Vaporama für die Rettung des Raddampfers ein. Die BLS hingegen scheute die Kosten einer Wiederinbetriebnahme, und auch das Schiffspersonal zeigte sich skeptisch. Nach einem jahrelangen Seilziehen gelang es der Genossenschaft Vaporama jedoch, den stolzen Salondampfer vor der Verschrottung zu bewahren, zu restaurieren und 1992 wieder in Betrieb zu nehmen.<sup>29</sup>

### *Die Aareschiffahrt*

Wie auf allen Wasserstrassen transportierten die Flussschiffer auf der Strecke Thun–Bern vor allem schwere Güter wie Baumaterialien, Kohle, Fässer, Töpferwaren, Wein und Schnaps, Körbe, landwirtschaftliche Produkte und sogar lebende Tiere. Auch Passagiere reisten mit; vom 1. Juli bis Ende Dezember 1825 waren es 6162 Personen. In derselben Zeitspanne kamen insgesamt 623 Schiffe von Thun her in Bern an, davon waren 592 Bern-Weidlinge.<sup>30</sup> Zwei Meister, der Meisterknecht und ein weiterer Knecht ruderten und steuerten die Weidlinge. Die Schiffe fuhren nicht nur bernwärts, die Schiffsleute zogen sie auch flussaufwärts nach Thun zurück. Dabei führten sie vor allem Wein und Brotgetreide mit.<sup>31</sup> Das noch im 19. Jahrhundert gültige Reglement zur Schifffahrt zwischen Thun und Bern stammte aus dem Jahr 1681. Darin waren verschiedene Sicherheitsmassnahmen festgelegt. Aufseher in Thun, die der Thuner Schultheiss ernannte, hatten jeden Weidling vor der Abfahrt zu inspizieren. Sie kontrollierten, ob die Schiffsleute nüchtern waren, die Schiffe zu den im Reglement festgelegten Zeiten abfuhren, nicht überladen waren und ob die Tarife eingehalten wurden.

Für kostbare Waren bevorzugte man den Landweg, auch wenn dies teurer war, denn der Flusstransport war gefährlich. Bei Unfällen gingen oft Waren verloren, wie im Dezember 1838 in Thun: Ein Schiff, das nach Bern fahren wollte, wurde quer an die Britschen der Schleuse getrieben und kenterte, weil ein Nagel der Ruderbefestigung gebrochen war. «Allerlei Waaren, als Käse, Nüsse, Holz usw. trieben die Aare hinunter, mehreres konnte gerettet werden, das Schiff selbst ist bös zugerichtet. Doch was die Hauptsache ist, die Schiffsleute konnten sich retten.»<sup>32</sup> Die Situation bei den Schleusen in Thun war besonders heikel. Hier verunfallten immer wieder Schiffe, entweder weil die starke Strömung sie von oben an die Schleuse drückte, oder weil sie in die starken Wellen unterhalb der Schleuse gerieten. Die Schiffe nach Bern legten deshalb normalerweise weiter flussabwärts bei der Allmendbrücke ab.

Auch auf der Strecke zwischen Thun und Bern verunfallten noch im 19. Jahrhundert jährlich vier bis sechs Schiffe.<sup>33</sup> Die Aare war nicht kanalisiert, sondern bahnte sich ihren Weg nach den Gesetzen der Natur. Wenn der Wasserstand schwankte, veränderte sich auch der Flusslauf. Manche

Stellen waren bei hohem Wasserstand nur mit grosser Vorsicht befahrbar, andere waren hingegen bei Trockenheit zu seicht für die Schifffahrt. Von den unbefestigten Ufern rutschten Bäume ins Wasser, die zu kaum sichtbaren Hindernissen werden konnten. Auch die Gewerbetreibenden entlang der Aare erschwerten die Schifffahrt, indem sie Schwelben in den Fluss hinausbauten und Wasser für ihre Wasserwerke abzweigten. Dies war ein ständiger Konfliktherd. Deshalb durften nach dem Gesetz über die Wasserbau-polizei von 1834 Veränderungen an den Ufern von flöss- und schiffbaren Flüssen nur mit Bewilligung des Regierungsrates vorgenommen werden.<sup>34</sup>

Normalerweise wurden die Schleusen in Thun mehrmals wöchentlich an vorher bestimmten und bekannt gegebenen Schiffstagen geöffnet, damit an diesen Tagen der Wasserstand der Aare für die Schiffe hoch genug war. Dies ermöglichte regelmässige Fahrten nach Bern, meist am Montag, Mittwoch und Samstag. Bei der Handhabung der Schleusen in Thun wurde vor allem auf die Interessen der Aareschifffahrt Rücksicht genommen, weniger auf die der Fischer oder der Wasserwerkbesitzer, die Interesse an einem gleichmässigen Wasserstand hatten.<sup>35</sup> Nach der Aare-Zulg-Korrektion ab den 1870er-Jahren und der Errichtung der Aarefälle im Schwäbis waren sowohl die Flösserei wie der Schiffsverkehr zwischen Thun und Bern nicht mehr möglich. Dies warf jedoch keine grossen Wellen, weil seit 1859 die Waren vor allem mit der Eisenbahn transportiert wurden. Die Reisenden bevorzugten ohnehin dieses ungefährlichere und bequemere Verkehrsmittel.

## 4. Wasser für Gewerbe und Industrie

### *Fischerei: Nahrung aus dem Wasser*

In der frühen Neuzeit übten der Thuner Schultheiss und die Stadt Thun gemeinsam die Gerichtsbarkeit über den Thunersee aus und kümmerten sich um die Verwaltung des Sees.<sup>36</sup> Davon betroffen waren nicht nur die Schiffer, sondern auch die Fischer, die in den Dörfern am See wohnten und die Fischerei meist als Nebenerwerb zur Landwirtschaft betrieben. Auch in Hofstetten und Scherzlingen waren Fischer ansässig. Ab 1617 vereidigte der Thuner Schultheiss jeden Frühling vier Seevögte, welchen die Polizeifunktion auf dem See oblag. 1691 wurden zudem zwei Mitglieder des Thuner Rats als Oberaufseher über die Fischerei bestimmt.

Die Fischer kannten verschiedene Fangmethoden. Verbreitet war auf dem See und der Aare das Fischen mit Stellnetzen, die am Ort, wo sie gesetzt wurden, verblieben. Sie bildeten senkrechte Netzwände, in denen sich die Fische auf ihren täglichen Wanderungen verfingen.<sup>37</sup> Zugnetze, die so ge-

nannten Garne, kamen ebenfalls zum Einsatz. Dies waren grosse Netze, die von Booten aus in einem Kreis ausgelegt und daraufhin wieder zusammengezogen wurden. Um 1900 waren auf dem Thunersee rund 100 Stellnetze und zwei Zuggarne im Gebrauch. 1934 verbot das kantonale Fischereigesetz die Zuggarnfischerei in Ufernähe.

Gefischt wurde auch mit trichterförmigen Garnreusen, die rund einen Meter lang waren. Durch die ringförmige Öffnung mit etwa 30 Zentimeter Durchmesser schwammen die Fische in einen Sack aus Garn, aus dem sie nicht mehr herausfanden.<sup>38</sup> Die Reusen setzte man entweder an geeigneten Stellen in den See oder in die Aare oder man befestigte sie an Pfählen. Außerdem konnten mehrere Reusen in Abständen von vier Metern mit einem langen Seil verbunden und bis 150 Meter tief versenkt werden. Selbstverständlich fischte man auch mit Angeln und Schnüren, an denen oft mehrere Haken mit Ködern befestigt waren. Gelegenheitsfischer benutzten Angeln, denn diese Art zu fischen war allen gestattet.

Der Staat Bern erliess seit dem Spätmittelalter in Absprache mit den Fischern Vorschriften, um die Überfischung zu verhindern. Diese Fischerordnungen bezeichneten Seebezirke, wo Garne und Netze gesetzt werden durften. Zudem reglementierten sie die Maschenweite der Netze und die Mindestgrössen der gefangenen Fische, legten Schonzeiten für bestimmte Fischarten während der Laichzeit fest und verlangten von Thun regelmässige Schleusenöffnungen, um die Fischwanderungen zu ermöglichen. Ge-wisse Fangmethoden waren verboten, wie das nächtliche Anlocken der Fische mit Licht oder das Betäuben der Fische mit vergifteten Ködern.<sup>39</sup>

Spätestens seit dem 16. Jahrhundert war vor der Stadt Thun ein Gebiet des Sees mit Pfählen, den Schwirren, abgegrenzt. Innerhalb dieser Markierung war das Fischen mit Netzen verboten. Den Thunern war es erlaubt, unter der Dachtraufe ihrer Häuser an der Aare Fischfache zu errichten. Diese bestanden aus zwei Pfahlreihen, die einen Trichter bildeten. Die Pfähle waren mit Weidenruten oder Reisig miteinander verbunden. An diesen Wänden und an der engen Trichteröffnung waren Reusen befestigt, in welchen sich die Fische verfangen. In der Aare bei Thun war das Netzfischen stark eingeschränkt, um den freien Fischlauf nicht zu hemmen und die Schifffahrt nicht zu gefährden.

In Thun nahmen zwei Fischbeschauer die Aufgaben der Fischpolizei wahr. Besonders hatten sie zu kontrollieren, dass die Fischer keine Fische unter der Hand verkauften, dass kein Zwischenhandel stattfand, keine Fische ausser Landes, zum Beispiel nach Freiburg, gelangten und dass jeder dritte gefangene Fisch auf dem Thuner Fischmarkt angeboten wurde. Die Fischpreise waren nicht frei, sondern wurden von Fischschätzern festgelegt. Ab 1673 mussten die Fischer sich verpflichten, den gesamten Fang dem neu eingesetzten Thuner Fischverwalter für bares Geld zu verkaufen. Dieser



Abb. 7 Gabriel Ludwig Lory (1763–1840) bildete in den 1820er-Jahren das Fischerhaus in Scherzigen ab. Zum Trocknen aufgehängte Netze und neben der Tür angenagelte Fischköpfe weisen auf den Beruf des Hausbesitzers hin. Wie die meisten Fischer zu dieser Zeit wird er daneben wohl auch als Bauer gearbeitet haben.

sorgte dafür, dass weiterhin ein Drittel der Fische in Thun verkauft wurde. Die übrigen Fische lieferte er möglichst lebend an den Fischverwalter der Stadt Bern, für tote Fische erhielt er weniger Geld. 1784 gab die Berner Obrigkeit den Handel mit Fischen frei.

Der Kanderdurchstich wirkte sich in verschiedener Hinsicht auf den Fischfang aus. Einerseits beschädigten die nun einsetzenden Hochwasser in Thun Fischfache. 1727 erhielten mehrere Thuner deswegen Schadenersatz, darunter der Besitzer der Schadau, dessen 50 Fischfache zerstört waren. Andererseits veränderte das Kanderwasser die Zusammensetzung des Thunerseewassers. Damit ging vor allem der Ertrag des Felchenfangs stark zurück. Dennoch blieben die Felchen, die im Thunersee in drei verschiedenen Rassen vorkommen, die am häufigsten gefangene Fischart. 1965 erzielten die Thuner Berufsfischer einen Gesamtertrag von 82 155 Kilogramm Fisch. Davon waren 96,5 Prozent Felchen, 1,3 Prozent Barsche, 0,9 Prozent Hechte, 0,3 Prozent Seeforellen und 1 Prozent weitere Fischarten. Um 2000 stammten 80 bis 90 Prozent des Einkommens der sieben Berufsfischer vom Felchenverkauf.<sup>40</sup> Vor dem Bau der Elektrizitätswerke, als die Fischwanderung zwischen Thunersee und Meer noch möglich war, wurden im Thunersee auch häufig Aale gefangen, die sich im Atlantik fortpflanzten. Als zu Beginn der 1960er-Jahre das Elektrizitätswerk und das Stauwehr im Schwä-

bis gebaut wurden, gab es für die Fische kein Durchkommen mehr. Erst mit der Fischtreppe des neuen Elektrizitätswerks von 1992 können sie sich wieder frei zwischen See und Aare bewegen.

Aus dem Aarebecken und der Aare fischte man Seeforellen und Aeschen. Noch heute befindet sich bei der Schadau eines der letzten grossen Aeschenlaichgebiete der Schweiz. Als der Kanton in den 1970er-Jahren als Schutzmassnahme gegen Hochwasser ausgerechnet hier Kies ausbaggern wollte, wehrten sich die Fischer und ihre Vereine. Sie ergriffen das Finanzreferendum, worauf der Regierungsrat und der Grosse Rat auf diese Massnahme vorerst verzichteten.<sup>41</sup> Doch erst seit dem Entschluss des Kantons, den Entlastungsstollen Schiffskanal–Schwäbis zu erstellen, sind Ausbaggrungen im Gebiet zwischen Schadau und Scherzligbrücke kein Thema mehr. Bei den Felchen zeigen sich seit 2000 markante Missbildungen der Geschlechtsorgane, und zwar sowohl bei den zwei natürlich verlaichenden Felchenrassen wie auch bei der seit jeher im Thunersee wichtigsten Felchenrasse, dem Albock, der heute in Fischzuchtanstanlagen aufgezogen wird. Von diesem Phänomen ist der Thunersee besonders stark betroffen; die Gründe dafür sind noch nicht geklärt.

Künstlich ausgebrütete Jungfische wurden ab den 1880er-Jahren in den See gesetzt, um den Fischbestand zu verbessern. Dieser Aufgabe nahm sich unter anderen der 1890 gegründete Fischereiverein für Thun und Umgebung an. In den ersten Jahren setzte man künstlich ausgebrütete Felchen und Seeforellen aus, deren Laich meist von Thunerseefischen stammte. Es wurde auch mit Felchen aus andern Seen und mit eingeführten Arten wie der Kanadischen Seeforelle und der Regenbogenforelle experimentiert. Im 20. Jahrhundert erhielt der Besatz der Seen mit künstlich aufgezogenen Fischen einen immer höheren Stellenwert, weil die natürliche Fortpflanzung zunehmend beeinträchtigt war durch Eingriffe in den Gewässerhaushalt und durch die Gewässerverschmutzung. Im Kanton Bern entstanden deshalb rund 60 Fischzuchtanlagen. Die meisten davon gehören Fischereivereinen, vier sind kantonale Anlagen. Allein 2006 setzte das kantonale Fischereiinspektorat über 48 Millionen Brutfische und über eine Million ältere Besatzfische, vor allem Felchen, in den Thunersee sowie 15 000 Bachforellen und 28 000 Aeschen in die Aare zwischen Thun und Münsingen. Ohne diese Massnahmen wäre die Fischerei kaum mehr möglich.<sup>42</sup>

### *Die Thuner Wasserwerke*

Wasser brachte nicht nur Waren und Reisende in die Städte, sondern auch Energie für das Gewerbe. Schon im Mittelalter entstanden in Thun Wasserwerke.<sup>43</sup> An der Stelle, wo sich heute die untere Schleuse befindet, staute ein knapp 90 Meter langer Querdamm das Aarewasser und lenkte es auf beiden

Aareseiten in Gewerbekanäle, in denen sich die Wasserräder befanden.<sup>44</sup> Diese lieferten Energie für Gewerbebetriebe wie Mühlen, Walken, Reiben, Stampfen, Schleifereien und Sägereien. Nach dem Kanderdurchstich machte die reissende Aare die Wasserwerke unbrauchbar, der Staat musste sie deshalb 1717 aufkaufen. Anstelle des alten Querdamms liess er 1723 eine Schleuse erstellen. Die sanierten Wasserwerke verpachtete er und verkaufte sie später an Private.<sup>45</sup>

Auf der rechten Aareseite zweigten oberhalb der unteren Schleuse zwei Mühlekanäle von der Aare ab. Zur kleineren vorderen Mühle, die auf dem oberen Mühlekanal stand, gehörten in den 1860er-Jahren zwei Wasserräder. Die hintere Mühle, unter welcher der untere Mühlekanal durchfloss, besass vier Wasserräder. Zwischen den Mühlen und der Aare befand sich eine Sägerei. Das Holz zur Verarbeitung wurde neben der Schleuse aus der Aare geholt und gelagert. In den 1850er-Jahren war eine Industrielle Ak-

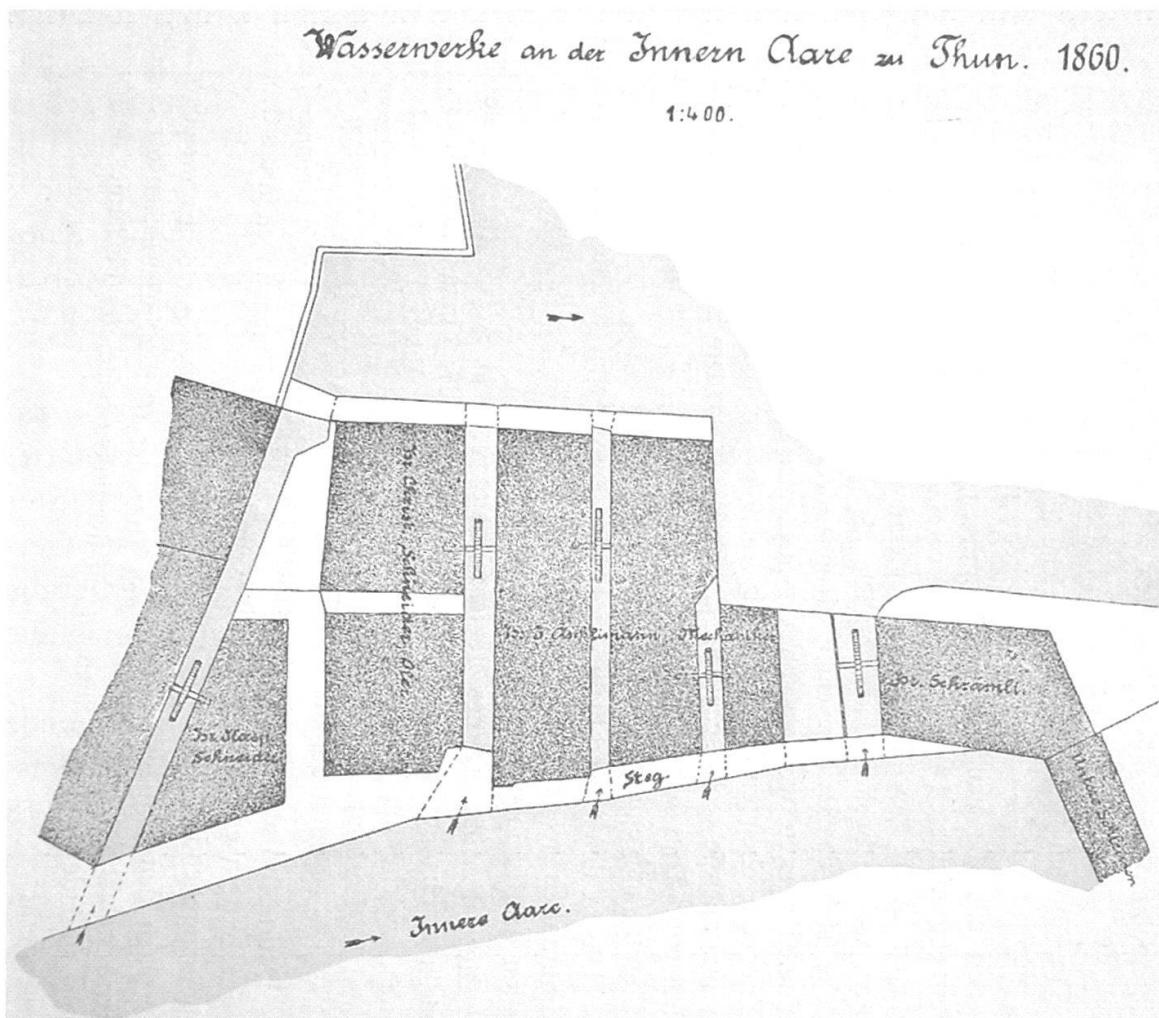


Abb. 8 Plan der Wasserwerke im Gebiet der alten Öle um 1860. Auf der linken Aareseite zwischen Sinnebrücke und unterer Schleuse befanden sich damals verschiedene Gewerbebetriebe. Sie zweigten Aarewasser in kleine Kanäle ab, die unter den Häusern durchflossen und Wasserräder antrieben, die sich in den Gebäuden befanden.

tiengesellschaft Besitzerin der Sägerei, die sie 1855 um eine grössere mechanische Werkstätte mit Hammerschmiede, Giesserei und Kreissägerei erweiterte. Allerdings geschäftete sie nicht sehr erfolgreich und wurde schon 1859 liquidiert. Nach weiteren Besitzerwechseln wichen die Sägerei um 1880 der expandierenden Mühle.<sup>46</sup>

Auf der linken Aareseite zwischen Sinnebrücke und unterer Schleuse zweigten ebenfalls mehrere Gewerbekanäle ab, die sogleich unter den Häusern verschwanden, in den dortigen Werkstätten Wasserräder antrieben und auf der andern Seite der Gebäude wieder in die Aare flossen. Hier befanden sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts eine Hanfreibe, zu der auch eine Knochenstampfe gehörte, sowie eine Schleife und zwei Ölen, von denen die ältere ihre Konzession 1803 erhalten hatte. Den Ölen waren häufig andere Gewerbebetriebe angegliedert. So war in Thun die ältere Öle mit einer Knochenstampfe kombiniert, die andere mit einer Walke. 1860 kaufte der Mechaniker Jakob Aeschlimann, Mitinitiant der modernen Thuner Wasserversorgung, das Gebäude, in dem sich bisher Öle und Walke befunden hatten und das mit zwei Wasserläufen versehen war. Er richtete hier eine mechanische Werkstätte ein mit einer Schleife, Walke und Mange. 1874 erwarb er zusätzlich die Reibe, die flussabwärts an seinen Besitz angrenzte. Aeschlimanns Betrieb wurde 1886 dem eidgenössischen Fabrikgesetz unterstellt.<sup>47</sup> 1907 befanden sich an dieser Flussstelle weiterhin die Öle mit der Knochenstampfe, die mechanische Werkstätte Aeschlimann sowie eine Möbelfabrik von Friedrich Zwahlen (1844–1927), der seit 1866 im Bälliz ein Bettwaren- und Möbelgeschäft betrieb.<sup>48</sup>

An andern Standorten an der Aare befanden sich ebenfalls Wasserräder. Im Bälliz zum Beispiel existierte um 1850 eine mechanische Werkstätte, die mit Wasserkraft funktionierte. Zur selben Zeit betrieben Gerbermeister in der Gerbernlaube eine Reibe, eine Lohstampfe zum Zerkleinern der Gerberrinde und eine Säge. 1869 bewilligte der Regierungsrat einem Gerber die Erstellung eines weiteren Wasserwerkes am Mühlekanal, um damit eine Lohsägerei zu betreiben.<sup>49</sup>

In den umliegenden Gemeinden nutzten zahlreiche Gewerbetreibende ebenfalls die Wasserkraft, nicht nur der Aare, sondern auch kleinerer Wasserläufe. Im Amtsbezirk Thun gab es kurz vor dem Ersten Weltkrieg 18 Getreidemühlen und 31 Sägen sowie verschiedene Zimmereien, Textilbetriebe, mechanische Werkstätten, Schleifen und Stampfen, die allesamt mit Wasserkraft angetrieben wurden. Daneben besassen Elektrizitätswerke, Käsereien, eine Gipsmühle und eine Sauerkrautfabrik ebenfalls Turbinen und Wasserräder. Im Schwäbis auf dem Gebiet der Gemeinde Steffisburg stand seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert eine mit Wasserkraft betriebene Pulvermühle. 1760 übernahm der Staat Bern, 1853 die Eidgenossenschaft den Betrieb. Die Produktion von Schiesspulver war risikoreich, es

kam immer wieder zu Unfällen. Allein 1842–1861 flog die Pulvermühle vier Mal in die Luft, wobei 1853 die Erschütterung bis Oensingen zu spüren gewesen sei und 1861 selbst in Thierachern Scheiben in Bruch gingen. 1862 stellte die Eidgenossenschaft die Pulverproduktion im Schwäbis ein.<sup>50</sup>

Im ausgehenden 19. Jahrhundert setzte eine technische Entwicklung ein, welche die Wasserräder mit der Zeit verschwinden liess. In einer ersten Phase ersetzten effizientere Turbinen zum Teil die Wasserräder. Doch auch die gewerblichen Turbinenanlagen konnten längerfristig nicht bestehen: Als ab den 1890er-Jahren Elektrizitätswerke entstanden, die dank Wechselstrom elektrische Energie über weite Strecken übertragen konnten, wurden die wartungsintensiven Wasserrad- und Turbinenanlagen unrentabel und durch Elektromotoren ersetzt. Diese Entwicklung spiegelt sich in den Zahlen zu den Wasserwerken im Amtsbezirk Thun. 1889 waren hier neun Turbinen installiert, dies waren knapp zehn Prozent der damals im Kanton Bern vorhandenen Turbinen. Daneben gab es 56 Wasserradwerke. 1914 hatte die Zahl der Turbinenwerke auf 30 zugenommen, die der Wasserradwerke auf 43 abgenommen. Der Trend setzte sich bis 1928 fort. Nun gab es 37 Turbinenwerke, die Wasserradwerke hatten sich weiter auf 38 reduziert. Manche der in der Stadt Thun installierten Turbinen produzierten schon 1907/08 elektrische Energie, und zwar nicht nur diejenigen der Elektrizitätswerke, sondern auch die Turbinen der mechanischen Werkstätte Aeschlimann und der Möbelfabrik Zwahlen.<sup>51</sup>

### *Das Beispiel der Thuner Mühle*

Die Geschichte der Thuner Mühle ist besonders interessant, weil es dem Müllermeister Adolf Lanzrein (1836–1898) im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts gelang, am traditionellen Mühlestandort mitten in der Stadt Thun eine leistungsfähige Industriemühle aufzubauen. Damals fand im Müllereigewerbe ein tief greifender Strukturwandel statt. Die traditionellen Mühlen erhielten Konkurrenz von einem neuen Mühletyp, der bei kleinerem Kraftaufwand kostengünstig gutes Mehl produzierte. Zudem transportierte nun auch die Eisenbahn billiges Mehl aus dem Ausland in die Schweiz. Wollte ein Müller in diesem verschärften Wettbewerb mithalten, musste er seinen Betrieb modernisieren. Dies war nicht einfach, denn die Investitionskosten waren hoch und die neuen Mühlen technisch kompliziert.<sup>52</sup>

Adolf Lanzrein war der richtige Mann dazu. 1863 und 1870 erwarb er die beiden schon bestehenden Mühlen, die er 1877 umbaute und modernisierte. 1879 kaufte er die angrenzende Sägerei mit den dazugehörenden Werkstätten und dem Gittersteg über die Aare ins Bälliz. In den 1880er-Jahren liess er anstelle der Sägerei ein Wohn- und Direktionsgebäude und anstelle der beiden alten Mühlen ein grosses Mühlegebäude erstellen, das



Abb. 9 Foto der Altstadt in den 1870er-Jahren. Rechts im Vordergrund befindet sich die untere Schleuse. Ganz links im Bild erkennt man unterhalb des Schlossberges die zwei Mühlengebäude, unter denen je ein Kanal durchfloss. Davor stand zudem eine Sägerei, die ebenfalls die Wasserkraft nutzte.

mit neuster Technik ausgestattet war. Es war weiterhin die Aare, welche die Energie für die Mahlwerke lieferte, allerdings nicht mehr mit Hilfe der traditionellen Wasserräder. Die neue Mühle war mit einem modernen Turbinenwerk ausgestattet, welches die Wasserkraft effizienter in mechanische Energie umsetzte. Damit war in Thun eine grosse, moderne Industriemühle entstanden, die 1886 dem eidgenössischen Fabrikgesetz unterstellt wurde und die der Konkurrenz die Stirn bieten konnte. 1889 beschäftigte die Mühle Lanzrein 13 Angestellte und gehörte zu den drei leistungsfähigsten Mühlen im Kanton Bern. Nach Adolf Lanzreins Tod wurde die Firma vorerst unter dem Namen Lanzrein's Söhne weitergeführt. 1926 fusionierte sie mit der 1900 gegründeten Firma Naef/Schneider und Cie. zur Mühlen AG, welche 1928 den Standort Thun teilweise elektrifizierte.<sup>53</sup>

Mit der Elektrifizierung verlor die Lage am Wasser ihre Bedeutung. Für das Mühleunternehmen, das auch im 20. Jahrhundert florierte, wurde der Standort mitten in der Stadt zum Nachteil. Das Gebiet rundum war überbaut, eine räumliche Expansion nicht möglich. Die Stadt jedoch war an diesem zentralen Standort interessiert und stufte das Areal 1963 als Freifläche ein. Damit konnte die Mühle hier längerfristig nicht mehr produzieren,

und die Stadt war verpflichtet, das Gebiet zu übernehmen. 1976 wollte sie das Areal erwerben. Weil der Gemeinderat dieses Geschäft als ausserordentlich wichtig erachtete, wollte er den Kauf ausdrücklich vom Stimmvolk absegnen lassen, obwohl er rechtlich nicht dazu verpflichtet war. Damit hatte er zu hoch gepokert: Die Stimmberchtigten lehnten am 26.9.1976 den Kauf knapp ab. Die Mühlen AG verlangte nun von der Stadt die Übernahme gegen volle Entschädigung. Die Kontrahenten einigten sich schliesslich aussergerichtlich, und die Stadt kaufte das Mühleareal. Allerdings musste sie 100 000 Franken mehr bezahlen, als der verworfene Kaufvertrag ein Jahr zuvor vorgesehen hatte.<sup>54</sup>

Als 1982 die Thuner Mühle stillgelegt wurde, entstand mitten in der Stadt eine Industriebrache. Es folgte ein gutes Jahrzehnt kulturelle Zwischenutzung, Planung und Streit um die zukünftige Nutzung dieses attraktiven Standortes am Wasser.<sup>55</sup> 1985 sprachen sich die Thuner Stimm-bürgerinnen und -bürger für einen Totalabbruch der Mühle aus, entgegen der Empfehlung der Stadtbehörden, welche einen teilweisen Erhalt der industriegeschichtlich bedeutsamen Gebäude bevorzugt hätten. Ein SP-Stadtrat bezeichnete die Abstimmung als «demokratisch legitimierter Vandalismus».<sup>56</sup> 1989 fuhren die Baumaschinen auf, um die Mühlegebäude abzubrechen; 1993 begann die Sanierung des Platzes. 1994 wurde er offiziell eingeweiht, ein Jahr später stand hier schliesslich auch die monumentale Plastik von Schang Hutter.<sup>57</sup> Heute erinnert nur noch der Name «Mühleplatz» daran, dass an dieser Stelle jahrhundertelang Mühlen in Betrieb waren. Anstelle des traditionellen Arbeitsortes entfaltet sich hier die Freizeitkultur.

### *Elektrische Energie aus Wasserkraft*

Für das Grundwasserpumpwerk zur Wasserversorgung erstellte die Stadt 1883 einen Gewerbekanal, der etwas oberhalb der Badeanstalt im Schwäbisch Wasser aus der äusseren Aare abzweigte und eine Turbine antrieb. Die Grundwasserpumpe verbrauchte nur einen Teil der produzierten Energie, der Rest wurde kostengünstig ans Gewerbe abgegeben, zuerst mit Drahtseilübertragung. 1891 wurde im Pumpwerkraum ein Gleichstromdynamo installiert, der elektrische Energie produzierte. Gleichzeitig entstanden auch in der Stadt, zum Beispiel im Gebiet der Öle, kleine private Anlagen zur Stromproduktion.<sup>58</sup> Als erster Thuner Wirt richtete 1891 der Bierbrauer Gottfried Feller im Restaurant Brauerei eine elektrische Beleuchtung ein. Den dazu notwendigen Strom lieferte der «Wassermotor» seines Brauereibetriebs.<sup>59</sup> Weil die Nachfrage nach elektrischer Energie rasch anstieg, baute die Stadt ab 1889 verschiedene Wehrsleusen in die Aare ein und erstellte 1896 an der Scheibenstrasse ein Elektrizitätswerk. Mit der ungewollten



Abb. 10 Im Zentrum dieser Aufnahme von 1917 steht das erste Elektrizitätswerk, das die Stadt Thun 1895/96 an der Scheibenstrasse errichtete. Um unabhängiger von importierter Kohle zu werden, die im Ersten Weltkrieg zur Mangelware wurde, baute Thun 1917 nebenan ein weiteres Kraftwerk.

und auch unvorhergesehenen Erosion der Flussohle durch die Aare-Zulg-Korrektion war hier das dafür nötige Gefälle entstanden.

Die Stadt begann sogleich, die Strassenbeleuchtung zu elektrifizieren, nach einem Jahr waren schon rund 40 elektrische Strassenlampen in Betrieb.<sup>60</sup> Im privaten Bereich setzte sich das elektrische Licht in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts auf Kosten der Petrollampen und des Gaslichts durch. Besonders gefördert wurde diese Entwicklung durch die Petrolknappheit im Ersten Weltkrieg. Die Thuner Licht- und Wasserwerke, die sowohl das Gas- als auch das Elektrizitätswerk betrieben, packten damals die Chance beim Schopf und warben mit dem Slogan «Wer mit Gas kocht, mit Elektrizität beleuchtet u. mit Gaskoks heizt, spart Geld».<sup>61</sup> Außerdem stellten immer mehr Gewerbetreibende auf elektrischen Antrieb um – der Stromverbrauch stieg weiterhin rasant. 1906 baute die Stadt eine Dampfzentrale, um auch bei Wassermangel genügend Strom produzieren zu können. 1917 errichtete sie ein zusätzliches Kraftwerk an der Scheibenstrasse.<sup>62</sup>

Im Zweiten Weltkrieg konnte sich die Elektrizität weitere Absatzmärkte sichern, diesmal auf Kosten des Gases: Als im Februar 1945 der Gasverbrauch drastisch rationiert wurde, waren in den Elektrogeschäften der Stadt Thun die Elektroherde innerhalb 24 Stunden ausverkauft. Damit veränderte

sich die Verbrauchsstruktur der elektrischen Energie. Vorher brauchte man Strom vor allem für Licht und Kraft, erst von nun an wurde er vermehrt auch zum Kochen und Heizen eingesetzt. Dies war für die Stromproduzenten interessant und sie förderten dieses Absatzgebiet, indem sie bis 1964 den Strom für Wärme billiger abgaben als für Licht. In den Aufschwungjahren nach dem Zweiten Weltkrieg konnte das Elektrizitätswerk häufig nicht genug Strom liefern. 1958 stimmte der Stadtrat dem Bau eines neuen Elektrizitätswerkes im Schwäbis zu, das die ganze Aarebreite ausnützte und 1962 ans Netz ging.<sup>63</sup> Im ausgehenden 20. Jahrhundert setzte das Elektrizitätswerk Thun die Forderungen nach umweltgerecht produziertem Strom um. Energie Thun betreibt seit den 1990er-Jahren Solaranlagen, und das neue Kraftwerk am Gewerbekanal, das seit 1994 in Betrieb ist, erhielt 2002 das Zertifikat «naturemade star».<sup>64</sup> Dies bedeutet, dass es die strengsten ökologischen Auflagen in Europa erfüllt. 23 Prozent des in Thun verbrauchten Stroms werden heute vom Thuner Elektrizitätswerk vorwiegend mit Aarewasser produziert, der Rest bei der BKW Energie AG gekauft.

## 5. Wasser für den täglichen Bedarf

### *Wasser aus Aare, See und Brunnen*

Früher hatten in den meisten Städten Brunnen für die Menschen eine grosse Bedeutung, denn hier konnten sie sich mit Wasser versorgen. In Thun jedoch floss schon immer die Aare durch die Stadt und war für die Bewohnerinnen und Bewohner leicht erreichbar. Das Aarewasser diente sowohl als Brauchwasser zum Waschen und Reinigen wie auch als Trinkwasser. Deshalb gab es in Thun seit dem Mittelalter nur die zwei Brunnen auf dem Schlossberg: den Pfrundbrunnen bei der Kirche und den 32 Meter tiefen Ziehbrunnen im Schlosshof, der bis 1885 in Betrieb war. Der erste fliessende Brunnen in der Stadt selber war der Rathausbrunnen, der erst 1711 entstand. Wie bei den Schlossbergbrunnen liegt sein Quellgebiet an der Südseite des Grüsibergs.<sup>65</sup> Noch im 19. Jahrhundert spielte die Aare in der Wasserversorgung eine zentrale Rolle: Am 13. Februar 1858 meldete das «Thuner Blatt», in der Stadt laufe nur noch ein einziger, provisorischer Brunnen. Wer sich nicht mit dem Wasser aus der Aare begnügen wolle, müsse es halt ausserhalb der Stadt holen gehen. Neben dem Rathausbrunnen gab es in der Stadt bis 1870 erst zwei weitere fliessende Brunnen, den Plätzlibrunnen beim Lauitor und den Deci-Brunnen in der Hauptgasse, und dazu noch verschiedene öffentliche und private Sodbrunnen.

Solche Grundwasserbrunnen waren häufig verunreinigt, besonders wenn sich in ihrer Nähe Sickergruben befanden, in denen damals Abfälle

und Fäkalien entsorgt wurden. Durch die Wände der Gruben gelangten flüssige Stoffe ins Grundwasser. Die Thuner Behörden liessen 1869 die Wasserqualität der vier öffentlichen Sodbrunnen untersuchen. Die Ergebnisse waren ernüchternd: Das Wasser aller Brunnen enthielt feste Bestandteile sowie Salpetersäure und Ammoniak. Besonders verunreinigt war das Wasser des Berntorbrunnens, der in der Nähe des Viehmarktes stand. Der Gemeinderat beschloss deshalb, hier eine Tafel anzubringen, die vor schlechtem Trinkwasser warnte.<sup>66</sup> 1902 liess der Gemeinderat das Wasser aller 38 Sodbrunnen, die im Bezirk Thun in Gebrauch waren, untersuchen und musste wieder zur Kenntnis nehmen, dass bei vielen das Wasser nicht trinkbar war.<sup>67</sup>

Es ist anzunehmen, dass in der Region Thun wie in Zürich, Genf und Luzern auch Seewasser als Trinkwasser diente. Zudem wurde ab den 1870er-Jahren im Winter in Strättligen Eis gewonnen. Dazu legte die Burghgemeinde Strättligen am Seeufer im Bereich des heutigen Strandbades, des Fussballstadions und des Strandwegs mehrere flache, vor Wellenschlag geschützte Weiher an. War das Eis mindestens zehn Zentimeter dick, wurde es mit einem Eispflug angeritzt, in Platten gesägt und anschliessend in Keller, Höhlen oder in Eishäuser transportiert, wo es, mit Sägemehl oder Moos bedeckt, gut isoliert gelagert wurde. Bis weit in den Sommer hinein diente es zur Kühlung von verderblichen Lebensmitteln. Restaurants, Lebensmittelgeschäfte und Metzgereien waren auf diese Kühlmethode angewiesen. Gab es zu wenig Eis aus dem Thunersee, musste es aus andern Regionen zugekauft werden. 1912 importierte ein Thuner Metzgermeister sogar Eis aus Davos. Auch in der Bierbrauerei wurde Eis zur Kühlung eingesetzt. Gottfried Feller (1839–1900), der bedeutendste Bierbrauer in Thun, betrieb einen eigenen Eisweiher in Strättligen. Er lagerte das Eis in den Felsenkellern, die sein Vater Jakob Feller um 1860 auf der Nordseite des Schlossberges hatte anlegen lassen. Mit der Verbreitung von Kühlmaschinen und später von Kühlschränken verlor die Eisgewinnung in Strättligen an Bedeutung. 1940 berichtete das «Oberländer Tagblatt» ein letztes Mal über eine Eisernte im Lachen.<sup>68</sup>

### *Der Aufbau der zentralen Wasserversorgung*

Seit den frühen 1860er-Jahren prüften die Thuner Stadtbehörden den Aufbau einer zentralen Trinkwasserversorgung. Sie liessen eine Reihe von Projekten ausarbeiten, nicht nur aus eigenem Antrieb, sondern auch auf Druck der Eidgenossenschaft, die für ihre neue Kaserne auf der Allmend sauberes Trinkwasser verlangte.<sup>69</sup> Schliesslich waren es jedoch Private, der Ingenieur Bernhard Studer und der Mechaniker Jakob Aeschlimann, die sich an die Arbeit machten. Sie erwarben 1869 Quellen in den Hügeln westlich von

Thun und bauten mit Unterstützung der Gemeinde ein erstes Wasserleitungsnetz auf, welches die Innenstadt und das Militärareal bediente. Von Beginn weg konnten Hausbesitzer ihre Liegenschaft der Wasserversorgung anschliessen. Als das Leitungsnetz im Sommer 1870 ein erstes Mal probeweise mit Wasser gefüllt wurde, kommentierte das «Thuner Blatt»: «Wollte jemand eine Chronik Thuns schreiben, so könnte er wohl den 16. Juni 1870 als einen bedeutsamen Tag in derselben verzeichnen.»<sup>70</sup>

Thun erhielt vergleichsweise früh eine zentrale Wasserversorgung, fast zeitgleich mit Freiburg und Winterthur. Damit war Thun schneller als grössere Städte wie Zürich oder Luzern, die ihre erste Druckwasserleitungsnetze in den 1870er-Jahren bauten. In Deutschland besass um 1870 erst ein Prozent aller Städte mit einer Einwohnerzahl unter 25 000 eine zentrale Wasserversorgung.<sup>71</sup> Es waren entweder die Gemeinden selbst, welche sich der Trinkwasserversorgung annahmen, oder sie überliessen wie Thun die Initiative Privaten. Doch die Einsicht, dass ein sicherer und gleichberechtigter Zugang zu sauberem Wasser für die städtische Gemeinschaft von essentieller Bedeutung ist, förderte den Übergang der Wasserversorgung in kommunale Hände. Auch die Thuner Stadtbehörden wollten ein so wichtiges Geschäft schon bald nicht mehr Privaten überlassen. 1873 kaufte die Stadt die Wasserversorgung auf und baute sie in den folgenden Jahrzehnten stetig weiter aus.

Der Wasseranschluss der Häuser bedeutete einen Bruch im Umgang mit dieser Naturressource. Während früher das Wasser am Brunnen oder in der Aare geschöpft und ins Haus getragen werden musste, stand es nun im Haus selbst durch das Öffnen des Wasserhahns sofort und scheinbar unlimitiert zur Verfügung. Eine Bequemlichkeit, welche die Thunerinnen und Thuner zu schätzen wussten. Das «Geschäftsblatt» äusserte sich 1882 begeistert zur Wasserversorgung: «Sehr viele Häuser besitzen in den verschiedenen Etagen Badeeinrichtungen, eine für die Gesundheit nicht zu unterschätzende Wohlthat. Sägereien, Schleifereien, mechanische Werkstätten der verschiedensten Art (...) haben kleine (...) Wassermotoren (...), ja sogar Schuhmacher, Näherinnen lassen sich ihre Nähmaschinen vom Wasser treiben (...), durch eine Drehung des Wasserhahnens, neben der Maschine angebracht, ohne aufzustehen zu müssen, läuft die Maschine; durch abermalige Drehung steht dieselbe still (...). Von verschiedenen Seiten ist versichert worden, (...) dass eine Abstellung des Wassers geradezu eine Revolution – und zwar in erster Linie unter den Hausfrauen – hervorrufen würde. Nur eine Stimme hört man über diese Wasserversorgung und zwar die des ungeteilten Lobes. Ehre einer Stadt, die keine Opfer scheut, das Gemeinwesen auf der Höhe der Zeit zu erhalten!»<sup>72</sup> Dies zeigt, wie schnell sich die Bevölkerung an die bequeme, ununterbrochene Wasserversorgung gewöhnt hatte und diese auch für sich einforderte – letztlich eine sozialpolitische Forderung, die im ausge-

henden 19. Jahrhundert in Mitteleuropa auch von den Stadtbehörden geteilt wurde.

Mit der bequemen Verfügbarkeit stieg der Wasserverbrauch rasch an. In trockenen Jahren wurde das Trinkwasser bald knapp, der Gemeinderat musste Massnahmen ergreifen. Im «Geschäftsblatt» vom 6. Mai 1882 gab er bekannt, dass jede Verschwendug von Wasser – wie zum Beispiel das Gartenbewässern oder das Offenlassen von Hähnen – die Schliessung der Leitung des betreffenden Abonnenten zur Folge habe. Längerfristig war dies keine Lösung. Die Stadt erstellte deshalb 1883 ein Grundwasserpumpwerk und den Gewerbekanal, der Aarewasser auf die Turbinen des Pumpwerkes leitete. Ursprünglich war dieses nur als Reserve für trockene Zeiten gedacht, deckte aber schon bald über die Hälfte des Bedarfs an Trinkwasser ab. Anders als in der Stadt Bern, wo es in den 1890er-Jahren eine Häufung von Typhusfällen wegen unreinem Leitungswasser gab, hatte Thun kaum Probleme mit der Wasserqualität. Im Verwaltungsbericht von 1907/08 konnte der Gemeinderat sogar hervorheben, «dass unser Grundwasser von besonderer Reinheit und Güte ist.»<sup>73</sup> Strättligen, das bis 1919 eine eigene Gemeinde bildete und auch Gwatt und Allmendingen umfasste, musste sich länger mit Wasser aus Sodbrunnen und kleinen Wasserläufen begnügen. Erst 1910 fasste man Wasser in der Cholerenschlucht und leitete es in einer Röhre durch die Aare bei Scherzlingen auf das Strättliger Gemeindegebiet. Den Bau der Wasserversorgung und weiterer Infrastrukturleistungen konnte Strättligen, dessen Steuereinkommen gering war, nicht bezahlen, was letztlich zur Fusion mit der Stadt Thun führte. Heute stammen noch 26 Prozent des Thuner Trinkwassers aus Quellen. Der Rest ist Grundwasser.<sup>74</sup>

### *Das Waschen – eine weibliche Tätigkeit verschwindet aus der Öffentlichkeit*

Bevor es die modernen Waschmittel und Waschmaschinen gab, war das Reinigen der Kleider Schwerarbeit, welche die Frauen in der Öffentlichkeit verrichteten, und zwar dort, wo Wasser vorhanden war, zum Beispiel an den Brunnen oder in Waschhäusern. Die städtische Polizey-Verordnung von 1811 verbot aus feuerpolizeilichen Gründen, die grosse Wäsche in den Privathäusern abzuhalten, und schrieb die Benützung der vier öffentlichen Waschhäuser vor. Grössere Liegenschaften besassen allerdings eigene Waschhäuser. Diese durften benutzt werden, und bei Liegenschaftsanzeigen in den Zeitungen wurden sie jeweils als Verkaufsargument erwähnt. Wer in den öffentlichen Waschhäusern waschen wollte, musste sich jährlich bei der Stadt eintragen lassen.<sup>75</sup> Die Waschhäuser waren mit einem Sodbrunnen ausgestattet und in Aarenähe gelegen: beim Rathaus, beim Lauitor, im Bäl-

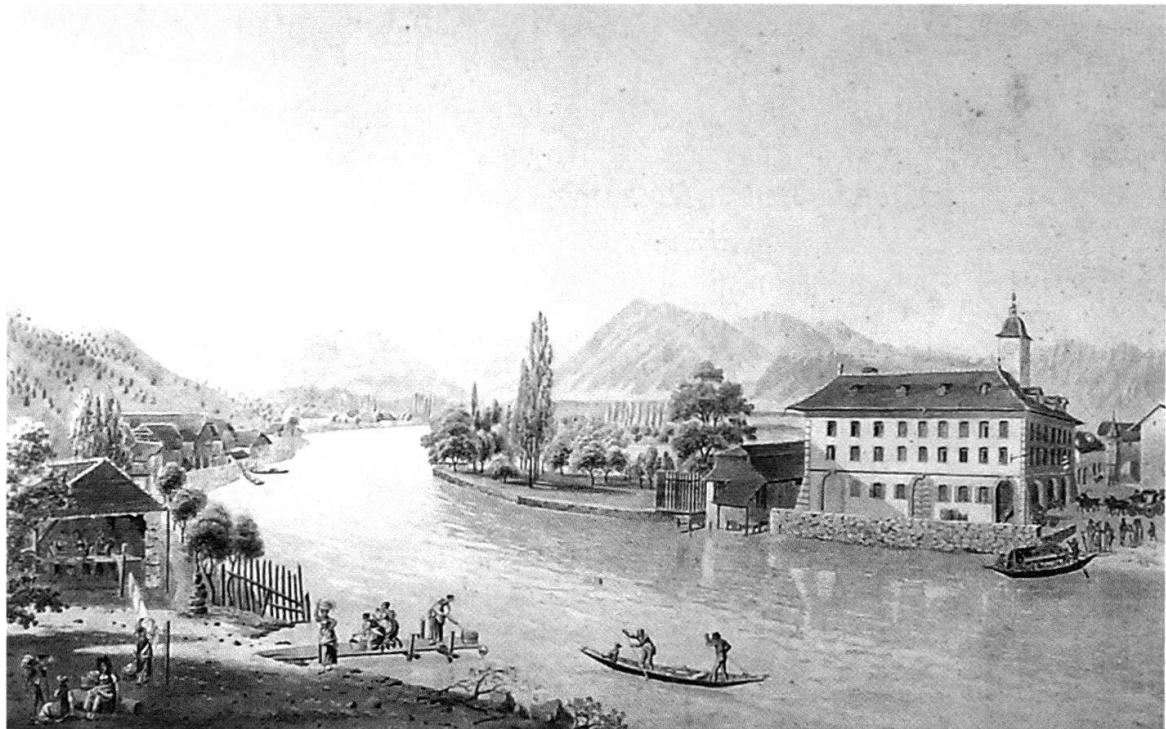


Abb. 11 Um 1820, als diese kolorierte Radierung von Jakob Samuel Weibel (1771–1846) entstand, wuschen die Thunerinnen ihre Wäsche meist in einem der vier öffentlichen Waschhäuser, die alle aus praktischen Gründen in der Nähe der Aare standen. Ein Waschhaus ist links im Bild zu sehen, rechts am anderen Aareufer steht das Hotel Freienhof.

liz und im Schwäbis. Der Betrieb der vier Waschhäuser brachte der Stadt einen Gewinn, denn das Waschen war nicht gratis. Im 19. Jahrhundert benutzten die Wäscherinnen Aschelauge als Waschmittel, die sie nach Gebrauch in die so genannte Ascherichgrube schütteten. Dies brachte der Stadt weitere Einnahmen, denn sie verkaufte den Grubeninhalt als Düngemittel.<sup>76</sup>

Gespült haben die Frauen ihre Wäsche häufig im Mühlebach oder in der Aare selber. Das war bei hohem Wasserstand nicht ganz ungefährlich, wie ein Zeitungsbericht von 1897 zeigt: «Fast scheint es, als ob unser Mühlebach, der zur Zeit eine ungewöhnlich grosse Wassermenge in reissendem Laufe daher bringt, ein Opfer haben will. Vom Montag bis Donnerstag sind nicht weniger als 3 Wäscherinnen hineingefallen oder durch die zu spülende Wäsche hineingerissen worden; alle mussten den kürzeren oder längeren Weg bis zum Rechen beim Rathaus im Wasser zurücklegen, was durchaus nicht so harmlos ist (...). Die armen Weiblein waren jedes Mal ziemlich stark mitgenommen, wenn auch der Aufenthalt in und unter dem Wasser nur wenige Minuten dauerte. Ein weniger harmloser Ausgang ist nicht ausgeschlossen, darum Vorsicht!»<sup>77</sup>

Ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert veränderte sich der Waschprozess. Erstens verdrängten industriell hergestellte Seife und Soda die Aschelauge als Waschmittel; moderne, aus verschiedenen Komponenten bestehende-

de Waschmittel wie zum Beispiel Persil waren ab 1907 erhältlich. Zweitens erhielten die Häuser nach und nach einen Wasseranschluss. Drittens gelangten erste einfache Waschapparate auf den Markt, die auch in Privathäusern benutzt werden konnten. Erste Anzeigen für die Vorführung solcher Geräte tauchten in den Thuner Zeitungen gegen Ende der 1860er-Jahre auf. Damit verlegte sich das Waschen in die Wohnhäuser, und die Waschhäuser der Stadt wurden überflüssig. 1874/75 verkaufte die Stadt drei der vier Waschhäuser und verwendete den Ertrag als Beitrag zur Sanierung der Kupfergasse.<sup>78</sup> Nur das Waschhaus beim Rathaus diente noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein der Abwärtsfamilie des Rathauses als Waschküche.

Wenn eine Hausfrau genügend Geld zur Verfügung hatte, konnte sie die Wäsche auch auswärts waschen lassen oder eine Waschfrau kommen lassen, die ihr bei der grossen Wäsche half. Um 1860 verlangten die Thuner Wäscherinnen je nach Arbeitsaufwand einen Taglohn von ein bis zwei Franken.<sup>79</sup> Im Lauf des 20. Jahrhunderts verschwand nach und nach der Beruf der Waschfrau, weil den Frauen immer mehr andere, attraktivere Berufe offen standen. In die Lücke sprang die Haushaltsgeräteindustrie, unterstützt von den Gas- und Elektrizitätserzeugern. Schon 1903 stellte das städtische Gaswerk Thun Apparate zum Kochen, Backen, Heizen, Bügeln und Waschen aus.<sup>80</sup> Ab den 1950er-Jahren wurden immer mehr Wohnhäuser mit einer Waschmaschine ausgestattet, am Ende der 1960er-Jahre hatten fast alle Hausfrauen eine Waschmaschine zur Verfügung, entweder eine eigene oder eine im Keller des Miethauses, die sie mit den Nachbarinnen teilten. Damit wurde das Waschen, das die Frauen früher gemeinsam in der Öffentlichkeit erledigt hatten, zu einer Arbeit, die eine Hausfrau in der Regel allein im privaten Raum verrichtete.

### *Wasser zur Entsorgung: die Kanalisation*

Noch im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts produzierten die Haushalte weit weniger Abfall als heute. Der grösste Teil der Abfälle war kompostierbar und landete zusammen mit den Exkrementen in Senk- oder Sickergruben. Deren Wände waren undicht, damit die flüssigen Stoffe versickerten. Über Monate hinweg füllten sich die Gruben langsam auf. Landwirte aus der Umgebung der Stadt leerten sie in der Regel einmal jährlich und düngten mit dem Inhalt, für den sie bezahlt hatten, ihre Felder. Die Stadt Thun besass selber mehrere Düngergruben, die sie zur Benutzung vermietete oder verpachtete. Auch das Militär machte Abwasser und Mist zu Geld: Es versteigerte regelmässig öffentlich die Ausbeutung der Jauche in den Abtritten und den Stallungen der Kaserne. Die Abfallprodukte der Abtritte und der Öfen konnten sogar Bestandteil eines Lohnes sein: In der

Mitte des 19. Jahrhunderts gehörte die Jauche der Abritte und die Asche der Öfen des Schulhauses im Bälliz zur Besoldung des Schulhausabwärts.<sup>81</sup>

Obwohl Jauche als wertvoll galt, hatte sie noch eine zweite, negative Eigenschaft. Seit der Aufklärung galten feuchte Erde, stehende Wasserlachen und Sümpfe als gesundheitsgefährdend. Deren Ausdünstungen enthielten nach Meinung der damals massgebenden Wissenschaftler Partikel von verwesenden Organismen, die in den menschlichen Körper eindrangen und dort Zersetzungsprozesse verursachten. Übel riechende Dämpfe, so genannte Miasmen, mussten bekämpft werden, ganz besonders die Gerüche, die aus den Sickergruben stiegen, wo alle möglichen Abfälle am Verwesen waren. Um die Gefahr für die Bevölkerung möglichst gering zu halten, wurden die Gruben in Thun wie andernorts nachts geleert und der Inhalt sofort abtransportiert.<sup>82</sup> Nebst den gesundheitlichen Bedenken befürchtete man in Thun, dass herumstehende, stinkende Jauchefässer das Tourismusgeschäft beeinträchtigten. Im «Täglichen Anzeiger» vom 1. Juni 1893 veröffentlichte das Polizei-Inspektorat zum wiederholten Mal Vorschriften zur Abfuhr der Jauche, diesmal mit folgendem Kommentar: «Wenn Thun als Fremdenort nicht nur figurieren, sondern auch mit Recht darauf Anspruch machen will, so muss Ordnung herrschen.» Es war zudem verboten, Abwasser aus den Häusern auf die Gassen oder in die Aare zu kippen, und übelriechende Tümpel im öffentlichen Raum mussten wenn möglich trocken gelegt werden.<sup>83</sup> So forderte 1862 der bernische Regierungsrat auf Veranlassung des Thuner Gemeinderates das Direktorium der Centralbahn auf, eine sumpfige Fläche beim Bahndamm in Scherzlingen aufzufüllen, weil sie im Sommer durch gesundheitswidrige Ausdünstungen lästig falle.

Im 19. Jahrhundert wuchs die europäische Bevölkerung stark an, ein Wachstum, das sich auch in der Schweiz nach dem Eisenbahnbau in einem rapiden Wachstum der Städte niederschlug. Das traditionelle, aus dem Mittelalter übernommene Entsorgungssystem genügte nicht mehr. Wegen der immer dichteren Überbauung mussten die Sickergruben häufiger geleert werden. Vor allem aber verschmutzten sie zunehmend die Sodbrunnen, aus denen die Menschen Trinkwasser schöpften. Die Folge waren Infektionskrankheiten wie Cholera und Typhus. Wie die Ansteckung verlief, war bis ins ausgehende 19. Jahrhundert unklar und Gegenstand wissenschaftlicher Auseinandersetzungen. In der Mitte des 19. Jahrhunderts erkannten erste Wissenschaftler und Ärzte, dass viele Krankheiten durch Mikroorganismen verursacht wurden. Der Engländer John Snow (1813–1858) wies 1854 nach, dass die damals in Soho grassierende Choleraepidemie durch verschmutztes Trinkwasser ausgelöst worden war; im gleichen Jahr lieferte der Italiener Filippo Pacini (1812–1883) die erste Beschreibung des Choleraerreger.<sup>84</sup> Doch vorläufig wurden diese Erkenntnisse weitgehend igno-

riert, die Miasmatheorie blieb dominierend. Auch der Berner Arzt und Hygieniker Adolf Vogt (1823–1907) war noch 1874 überzeugt, die häufigste Ursache für Typhuserkrankungen sei «in der Einathmung von Gasen nachzuweisen, welche bald direkt aus menschlichen Fäkalmassen sich entwickelten, bald aus dem Erdreich aufstiegen, welches von jenen imprägniert war».<sup>85</sup>

In Thun traf man Vorsorgemassnahmen gegen Cholera- und Typhus-epidemien. Die Stadt verlangte 1867, als in mehreren Schweizer Städten Cholerafälle auftraten, die Leerung und Desinfektion der Senkgruben. 1884 erstellte sie auf Aufforderung der Bundes- und Kantonalbehörden hin eine hölzerne Isolierbaracke auf dem Friedhofsareal, um Cholerakranke isolieren zu können. Von den Cholerawellen des 19. Jahrhunderts blieb Thun jedoch verschont.<sup>86</sup> Die Massnahmen standen im Einklang mit den Forderungen der Wissenschaftler, denn trotz grundlegender Differenzen bezüglich der Krankheitsursachen sahen sowohl die Miasmatheoriker wie auch die Bakteriologen einen Zusammenhang zwischen dem Ausbruch von Epidemien und schlechten hygienischen Verhältnissen. Sie forderten deshalb Massnahmen wie sauberes Trinkwasser, Strassenreinigung, Kehrichtabfuhr und Abwasserentsorgung und suchten die Zusammenarbeit mit Technikern, Ingenieuren und Behörden. Zur Diskussion standen in den 1860er- und 1870er-Jahren verschiedene Abwasserentsorgungssysteme. Ein Vorschlag war, die Abwässer der Abtritte in gut abgedichteten Tonnen zu sammeln. Dies erfüllte die hygienischen Ansprüche und ermöglichte weiterhin die Verwendung der Jauche als Dünger, erforderte aber einen grossen organisatorischen Aufwand, weil die Tonnen regelmässig aus der Stadt geschafft werden mussten. Adolf Vogt setzte sich in Vorträgen, die er auch in Thun hielt, für dieses System ein und entwickelte eigene Modelle entsprechender Latrinenanlagen.<sup>87</sup> Er stand auf verlorenem Posten, denn die moderne Wasserversorgung ermöglichte ein weitaus bequemeres Abwasserentsorgungssystem: die Schwemmkanalisation.

In Thun nahm man gleichzeitig mit dem Aufbau der Wasserversorgung den Bau einer ersten Kanalisation in Angriff, denn mit dem Wasseranschluss in den Häusern stieg der Wasserverbrauch rapid an. Immer grössere Wassermengen mussten ihren Weg aus den Häusern hinaus finden. 1870 durften die privaten Haushalte und die Gewerbebetriebe das Dach- und Schüttsteinwasser aus den Haushalten in die wenigen Kanalisationskanäle der Innenstadt leiten. Davon waren allerdings vorerst die Abwässer aus den Abtritten ausgeschlossen.<sup>88</sup> Doch mit dem Wasseranschluss der Häuser verbreiteten sich die Water Closets rasch. Die Wasserspülung verdünnte die Exkreme, verminderte damit deren Wert und verteuerte die Abfuhr. Gleichzeitig verloren die menschlichen Fäkalien in der Landwirtschaft ihren Ruf als best möglicher Dünger. Der kostengünstige Eisenbahntransport ermöglichte es,

Jauche durch Vogelmist aus Südamerika (Guano-Dünger) und durch Kunstdünger zu ersetzen.<sup>89</sup>

Damit war der Weg frei für eine Kanalisation, die alle Abwässer aus den Haushalten wegschwemmte. In vielen Städten hinkte der Bau des Kanalisationsnetzes dem der Wasserversorgung um einige Jahre hinterher. Dies hatte finanzielle Gründe: Während die Gemeinden den Konsumenten das Trinkwasser Gewinn bringend verkaufen konnten, war die Schwemmkanalisation eine kommunale Dienstleistung, die grosse Investitionen erforderte. Auch in Thun wurde der Bau eines Kanalisationsnetzes erst ab den 1890er-Jahren ernsthaft vorangetrieben. 1901 war der Hauptstrang vom Lauitor bis zum Berntor vollendet, zwei Jahre später mussten alle Hauseigentümer der angrenzenden Liegenschaften angeschlossen sein. In den nächsten Jahrzehnten erhielten nach und nach auch die Aussenquartiere eine Kanalisation. In den 1920er-Jahren und in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg liess die Stadt verschiedene Kanalisationsarbeiten als Notstandsarbeiten zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit ausführen. Die übrigen Abfälle, die man nicht mehr zusammen mit den Exkrementen in Sickergruben vermodern lassen konnte, wurden nun der Kehrichtabfuhr übergeben. Im Auftrag der Stadt sammelte in Thun ab 1866 zweimal wöchentlich ein Fuhrmann den Haushaltkehricht ein.<sup>90</sup>

Die Röhren der Thuner Schwemmkanalisation endeten im See und in der Aare. Mit der modernen Wasserversorgung war man schliesslich nicht mehr auf Trinkwasser aus dem Fluss angewiesen. Im Übrigen vertraute man in Thun wie überall auf die Selbstreinigungskraft des Wassers. Doch schon bald wurden Reklamationen laut. Im «Täglichen Anzeiger» vom 11. Juni 1901 ärgerte sich ein Einsender über die Wasserverschmutzung in der Badeanstalt Schwäbis, die unterhalb der Innenstadt von der Aare durchflossen wird: «Die Badeanstalt im Schwäbis ist eröffnet, (...) es würde männiglich freuen, in den kühlen Fluten den Winterstaub abzuspülen, wenn man nicht riskierte, beim Baden mit allen möglichen und unmöglichen Sachen Bekanntschaft zu machen. Liegt man da gemütlich im Wasser drinn, schwupp's, fährt etwas daher, das eigentlich durch die neu erstellten Kanäle fahren sollte. (...) Matzen, Lumpen, tierische Abfälle ec. vervollständigen das Register der ‹reinen Aare›». Diese Situation besserte sich noch lange nicht. Im «Oberländer Tagblatt» stand am 16. März 1949 zu lesen: «In letzter Zeit aber war es schlimm; schlimm mit dem schmutzigen Wasser im See und in der Aare. (...) Nun war es aber so, dass einem richtig zu grausen anfing, wenn man in das Wasser schaute. (...) Ein Glück für Thun, dass die Aare diesen tiefen Wasserspiegel im Winter erreichte. Wäre es vielleicht August gewesen, hätte sich sicher ein übler Gestank bemerkbar gemacht, und das umso mehr, als viele Kanalisationsröhren sich mitten in der Stadt in die Aare ergiessen. Überall (...) werden nun Kläranlagen errichtet, was nicht nur der

Gesunderhaltung der Gewässer, sondern auch der Gesundheit der Anwohner zugute kommen soll. Abgesehen von der nicht zu verwerfenden Ästhetik.» In den 1950er-Jahren beklagten zudem mehrere Zeitungsberichte, die Thuner Kanalisation sei zu klein und ihre Leistung zu gering.

Tatsächlich wurde das Bälliz erst 1962 an die Kanalisation angeschlossen. Im selben Jahr machten die Thuner Stimmbürger einen ersten Schritt Richtung Kläranlage: Sie stimmten im Dezember dem Anschluss der Stadt an den Gemeindeverband für die Abwasserreinigung zu, der sich am 21. März 1963 konstituierte. Im Dezember 1968 bewilligten die Thuner den Kredit für den Bau einer Abwasserreinigungsanlage, die auf das Gebiet der Gemeinde Uetendorf zu stehen kam. Als sie nach rund sechsjähriger Bauzeit 1972 den Betrieb aufnahm, floss das Abwasser der Region Thun zu 86 Prozent gereinigt in die Aare. Zwei Jahre später meldete das «Thuner Tagblatt» stolz, dass die Qualität des Aarewassers im Schwäbis dem des Trinkwassers von München entspreche.<sup>91</sup>

## 6. Wasser für Freizeit und Entspannung

### *Wasser als Kulisse für den Tourismus*

Als im ausgehenden 18. Jahrhundert der Tourismus den ersten Aufschwung nahm, profitierte die Stadt Thun, denn sie war leicht erreichbar und befand sich an der hauptsächlich benutzten Route ins Berner Oberland. Mehrmals wöchentlich fuhr eine vierplätzige Diligence in vier bis fünf Stunden von Bern nach Thun. Hier stiegen die Reisenden für die Weiterfahrt auf ein Schiff um. Schon vor 1800 gab es in Thun eine minimale touristische Infrastruktur, weil die Stadt an einem Handelsweg lag und Warenumschlagplatz war. Die gedruckten Reiseführer empfahlen damals als Unterkunft den 1781–1783 neu errichteten Freienhof und das Weisse Kreuz. Die Stadt Thun präsentierten sie nicht als eigentliches Reiseziel, sondern als Etappenort auf der Reise ins Berner Oberland, wobei eine Übernachtung in Thun nicht unbedingt nötig war. Man konnte durchaus im Morgengrauen mit der Kutsche Bern verlassen, etwa um neun Uhr in Thun auf ein Schiff umsteigen, das kurz nach Mittag in Unterseen ankam. Das Berner Oberland war zudem über verschiedene Alpenpässe erreichbar, wobei dem Brünigpass der Vorzug gegeben wurde.

Nicht alle Autoren zeigten sich von der Stadt Thun begeistert, hingegen lobten sie einhellig die schöne Umgebung und vor allem die Aussicht vom Schlossberg auf den See und die Alpen. Ein Reiseführer von 1778 meinte lapidar: «Die Stadt ist von mittelmässiger Grösse, schlecht gebaut, und schlecht bevölkert, ihre Lage aber von den schönsten». <sup>92</sup> Dank der reiz-

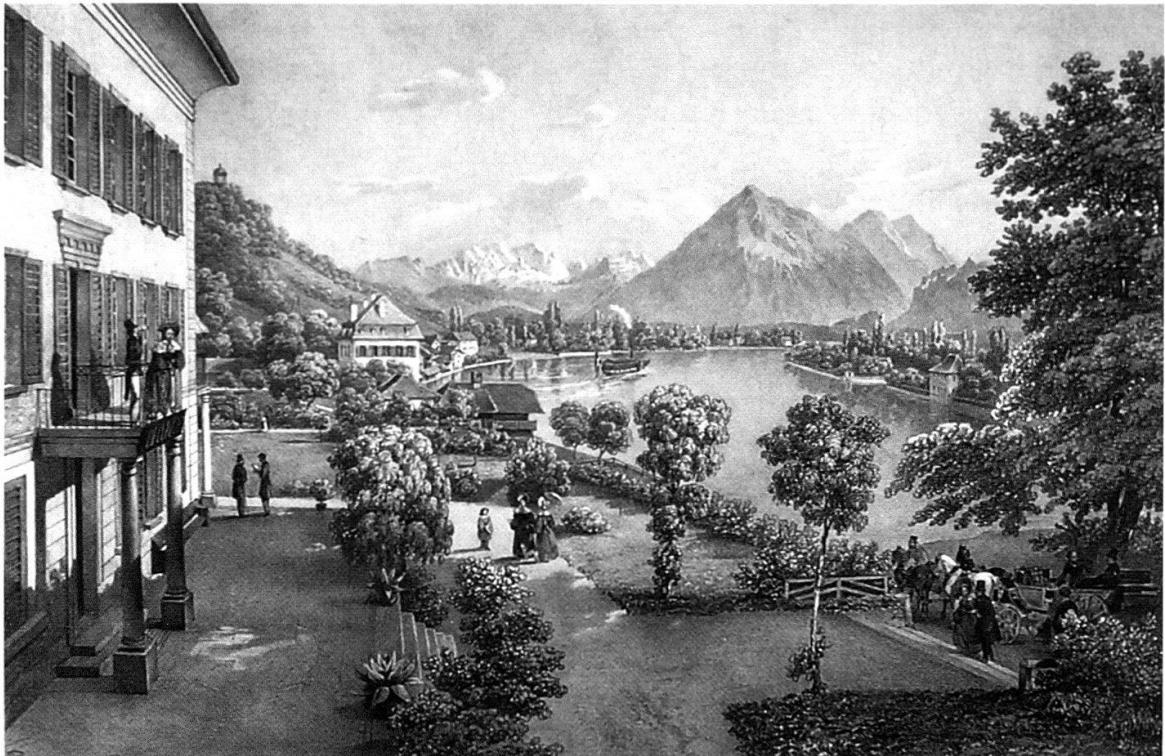


Abb. 12 Die Gebrüder Knechtenhofer erstellten ihr Hotel Bellevue an bester Lage in Hofstetten. Jules Louis Frédéric Villeneuve (1796–1842) bildete in seiner Lithografie aus der zweiten Hälfte der 1830er-Jahre das Hotel mit seinem gepflegten Park sowie die prächtige Aussicht auf das Aarebecken und die Alpen ab.

vollen Lage entwickelte sich der Fremdenverkehr in den folgenden Jahrzehnten zu einem wichtigen Wirtschaftszweig der Stadt, der vielen Einwohnerinnen und Einwohnern Arbeit und Einkommen bot. Um 1840 war die Auswahl an Unterkünften schon viel breiter. Als erste Adresse galt nun das luxuriöse Hotel Bellevue, das die Gebrüder Knechtenhofer 1833/34 erstellen liessen und zu dem Bäder sowie ein eigenes Dampfschiff gehörten. Der erste Baedeker zählte es 1844 zu den besten Hotels der Schweiz. Auch die 1835 eröffnete Pension Baumgarten verschaffte sich bald einen guten Namen. Beide Etablissements lagen in Hofstetten an der sonnigen, geschützten Seite des Aarebeckens, boten ihren Gästen eine herrliche Aussicht auf das Wasser und die Berge und waren in den folgenden Jahrzehnten erfolgreich: Das Hotel Bellevue vergrösserte sich mit zusätzlichen Bauten im Oberländer Chaletstil und erhöhte seine Attraktivität durch den Bau einer englischen Kirche; die Pension Baumgarten wurde 1868 durch ein Hotel und einen grossen englischen Park erweitert.<sup>93</sup>

Manche Thuner arbeiteten als Reisebegleiter, so zum Beispiel ein «Herr Werre», der französisch und englisch sprach, die wichtigsten Wege und besten Wirtshäuser kannte und zudem ein gedecktes Boot besass, mit dem er Touristen nach Neuhaus beförderte: «Für dies alles lässt er sich einen grossen Thaler zahlen, nebst freyer Zehrung und eben so viel für die Fahrt von

Thun nach dem Neuhaus. Dabei aber verdient er diesen Thaler so gut, als irgend ein Guide in Chamouni».<sup>94</sup> Einen Nachteil allerdings hatte Werre: «er trägt aber nichts, sondern macht nur den Dollmetscher.»<sup>95</sup> In der Mitte des 19. Jahrhunderts war Thun im Sommer «durch die eidgenössische Militärschule u. den Durchzug zahlloser Fremder ausserordentlich lebhaft» und diente auch als Ausgangspunkt für Exkursionen in die Umgebung.<sup>96</sup>

Die Touristinnen und Touristen des 19. Jahrhunderts waren gut situier- te Leute, die Erholung in schönen Landschaften suchten, aber auch in eleganten Unterkünften residieren wollten. Eine optisch schön gestaltete Uferzone mit Hotels wurde zu einem wichtigen Trumpf im Wettbewerb zwischen den Fremdenorten. In Thun bot sich das Gebiet südöstlich des Lauitors und in Hofstetten zur Realisierung einer solchen Riviera an. Hier befanden sich schon das Hotel Bellevue und das Parkhotel Baumgarten. Doch das übrige Gebiet vom Lauitor bis Hofstetten war bis anhin ein ei- gentliches Gewerbequartier mit Zehntenkeller, Schiefermagazin, Ziegelhüt- ten, Schuppen und Lagerplätzen.<sup>97</sup> Dabei spielte die Lage am Wasser und das Vorhandensein günstiger Schiffsanlegestellen eine wichtige Rolle, denn der Gütertransport war auf dem Wasserweg am billigsten.

Mit dem Aufschwung des Tourismus entstand ein wirtschaftlicher Druck auf dieses Quartier. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ent-

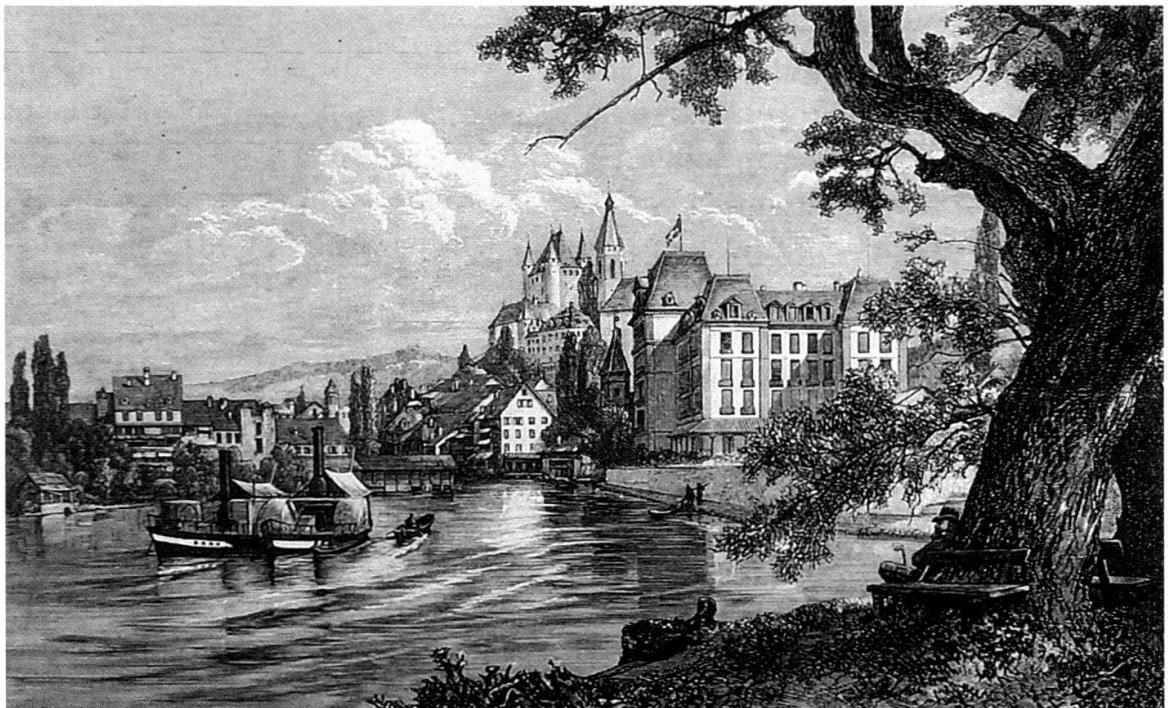


Abb. 13 Eine Aktiengesellschaft baute 1875 das Luxushotel Thunerhof. Wegen der dama- ligen Wirtschaftskrise und weil die Baukosten den Voranschlag massiv überschritten hatten, musste die Einwohnergemeinde den Thunerhof schon 1878 übernehmen; sie verkaufte ihn aber 1895 wieder an eine Aktiengesellschaft. 1942 erwarb die Stadt den Thunerhof zum zweiten Mal und brachte hier einen Teil der Stadtverwaltung unter. Der Stahlstich aus dem Jahr 1880 von Edward Compton (1849–1921) zeigt das Gebäude von Südosten.

wickelte sich Hofstetten nach und nach zum eigentlichen Tourismuszentrum Thuns, eine Entwicklung, die durch die Eröffnung des luxuriösen Quaihotels Thunerhof 1875 noch verstärkt wurde.<sup>98</sup> Die Lagerplätze und Schuppen empfand man nun als hässlich, sie hatten den Einrichtungen des Tourismus Platz zu machen. Die meisten Gewerbegebäute verschwanden bis zur Wende zum 20. Jahrhundert. An der Hofstettenstrasse siedelten sich Souvenirläden, Cafés und der 1895/96 erstellte Kursaal an. 1904 schliesslich wich auch der Zehntenkeller dem Hotel Beau-Rivage. Damit hatte dieser Stadtteil in wenigen Jahrzehnten nicht nur eine grundlegend neue Funktion, sondern auch ein neues Gesicht erhalten.

Dies hatte seine Auswirkungen auf die Uferzone. Quaihotels verlangten nach einem entsprechenden Uferweg, nach einer Promenade zum Flanieren. Der 1842 errichtete Aarequai zwischen der Sinnebrücke und dem Schmittenturm diente lange auch anderen Zwecken. Ringe, die in den Boden eingelassen waren, ermöglichten das Befestigen der Marktboote und entlang dem Quai flatterte Wäsche zum Trocknen. Ende der 1860er-Jahre wurde der Quai flussabwärts bis zu der Mühle weitergeführt. Auf diesem Teilstück verbot die Stadt von Beginn weg das Aufhängen von Wäsche sowie jedes Ausschütten von Wasser und Deponieren von Gegenständen oder Kehricht. Aareaufwärts hörte der Aarequai weiterhin bei der Lauitorländte auf. Erst 1889 wurde der Quai zum Thunerhof eröffnet, der weiter flussaufwärts führende Brahmsquai entstand 1932. Der Einwohnerverein, der 1870 zur Verschönerung der Stadt und zur Förderung des Fremdenverkehrs gegründet worden war und sich 1901 den passenden Namen Verschönerungsverein zulegte, nahm sich ganz besonders des Aarequais an. Er setzte sich beharrlich dafür ein, dass der Quai verbreitert und aareaufwärts weitergeführt wurde sowie ein dekoratives Geländer erhielt.<sup>99</sup>

Der Einwohnerverein übernahm auch die Pflege der Wasservögel auf der Aare. Nach einem ersten missglückten Versuch gelang es zu Beginn der 1870er-Jahre, einige Schwäne bei der Sinnebrücke anzusiedeln, die sich in den folgenden Jahren zu einer kleinen Schwanenkolonie vermehrten. Außerdem schaffte der Einwohnerverein 1876 einige Wasserhühner aus Luzern an. Als in den 1920er-Jahren der Schwanenbestand besorgniserregend dezimiert war, erhielt die Stadt Thun dank der Initiative des Verschönerungsvereins Schwäne aus Genf. Diese vermehrten sich in der Folge so zahlreich, dass schon in den 1930er-Jahren einige Exemplare an andere Seen abgegeben wurden. Außerdem schenkte Thun 1950 der kanadischen Stadt Granby vier Schwäne, wofür der Thuner Stadtpräsident das Ehrenbürgerrecht und den goldenen Schlüssel von Granby erhielt.<sup>100</sup>

Trotz aller Bemühungen etablierte sich Thun nach einem kurzen touristischen Höhepunkt der 1840er- und 1850er-Jahre nicht als erstklassige Reisedestination. Auch wenn der 1904 erschienene Führer durch Thun die

Stadt selbstbewusst auf dieselbe Stufe mit andern Uferstädten wie Neapel, Konstantinopel sowie – etwas bescheidener – Montreux stellte, entsprach dies nicht der Realität. Die Konkurrenz hatte zu dieser Zeit Thun schon längst in die zweite Tourismus-Liga verwiesen. Interlaken lag näher an den Alpen sowie zwischen zwei Seen und war seit 1893 direkt mit der Eisenbahn erreichbar. Luzern, mit dem sich Thun gerne verglich, war städtischer, mondäner und damit für die noblen Reisenden der Belle Epoque attraktiver. Möglicherweise wurde die Entwicklung Thuns als Fremdenort auch durch den Waffenplatz beeinträchtigt, denn im Sommer brachten die anwesenden Truppen unruhiges Treiben in die Stadt, das nicht allen Gästen zusagte.<sup>101</sup>

Mit dem Ersten Weltkrieg brach der Tourismus überall in der Schweiz ein. Von dieser Krise konnte sich Thun nie mehr ganz erholen. Heute ist die Stadt in der Schweizer Tourismuslandschaft wieder dort einzuordnen, wo sie sich schon um 1800 befand: nicht eigentliches Reiseziel, höchstens Etappenort auf der Reise in die Berge, und doch, weil hübsch gelegen, manchmal einen kurzen Besuch wert. Dies zeigte sich auch 1994 in einer Umfrage, welche die Thun Tourismus-Organisation unter ausländischen Touristen durchführte: Die meisten von ihnen waren rein zufällig in Thun vorbeigekommen.<sup>102</sup>

### *Badewirtschaften: Gesundheitspflege und Zerstreuung*

Im 18. und 19. Jahrhundert waren Bäder und Badewirtschaften, die ausserhalb der Städte lagen und deren Wasser eine spezielle chemische Zusammensetzung aufwies, ein beliebtes Ziel für Tagesausflüge und zum Teil auch für längere Kuraufenthalte. Hier suchte man Heilung von diversen gesundheitlichen Beeinträchtigungen sowie gesellschaftliche Unterhaltung. Das Wasser diente zum Baden, teilweise auch zum Trinken. Gebadet wurde in Badezimmern, die mit Wannen, später auch mit Duschen versehen waren und die sich meist in einem separaten Badehaus oder Badetrakt befanden. Im Kanton Bern waren um 1800 gut 60 Mineralbäder in Betrieb, deren Kundschaft meist aus der näheren Umgebung stammte. Das Gurnigelbad und die Bäder in Weissenburg und an der Lenk erlangten internationale Ausstrahlung und wurden in der zeitgenössischen Reise- und Bäderliteratur erwähnt.<sup>103</sup>

In der Nähe der Stadt Thun befanden sich mehrere Mineralbäder, deren Wasser meist zum Baden und nur selten zum Trinken verwendet wurde. Zwei Wegstunden entfernt lag das Bad Blumenstein, das schon im 17. Jahrhundert in Betrieb war und sich ab 1770 zu einem Kur- und Ferienort entwickelte, der sich auch für vornehme Gäste eignete.<sup>104</sup> Im 19. Jahrhundert hielt sich während der Badesaison, die von Juni bis September dauerte, ein Kurarzt im Bad auf. Das Limpachbad bei Uttigen war ebenfalls sehr beliebt.

Die Bevölkerung der umliegenden Dörfer und der Städte Thun und Bern suchte es vorwiegend sonntags zum Baden und Tanzen auf. Zudem war auch dieses Bad für längere Kuraufenthalte eingerichtet. Die Kurgäste gehörten zu «jenem achtungswerthen Mittelstande, der zwar weniger glänzende Unterhaltung, aber desto mehr solide Eigenschaften darbietet.»<sup>105</sup> Das Limpachbad brannte 1849 ab und wurde nicht wieder aufgebaut.

Von Thuns Aufschwung als Touristenort sowie von der eidgenössischen Militärschule profitierte das näher bei der Stadt gelegene Schnittweierbad in Steffisburg, das schon im 16. Jahrhundert bestanden hatte. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte es sich zu einem beliebten Ausflugsziel und Ferienort. Trotz des eisenhaltigen Wassers und der vorhandenen Badevorrichtungen wurde das Schnittweierbad «mehr des Vergnügens, als der Gesundheit wegen besucht» und seit 1920 nur noch als Gastwirtschaft betrieben.<sup>106</sup> Weitere kleine Mineralbäder im Amtsbezirk Thun waren das Glütschbad am Fuss des Zwieselbergs, das Rohrimoosbad in der Gemeinde Buchholterberg, das eigenes Mineralwasser zum Trinken abfüllte, das Hirsisbad in Unterlangenegg und das Schwandenbad in Steffisburg.

In der Stadt Thun selber floss zwar kein Mineralwasser, doch entstanden auch hier einige Badewirtschaften.<sup>107</sup> Das Buschi-Bad am Göttibach in Hofstetten aus dem Jahr 1740 war gut eingerichtet, blieb aber unbedeutend. 1813 ging es teilweise, 1826 vollständig in den Besitz von Jakob Wilhelm Knechtenhofer (1766–1828) über, dessen Söhne hier zu Beginn der 1830er-Jahre ihr luxuriöses Hotel Bellevue errichteten. Die dazugehörenden Bäder blieben den Hotelgästen vorbehalten. Die Thunerinnen und Thuner konnten die Badeanstalt im Rosengarten besuchen, die der Spenglermeister Rudolf Immer von 1839 bis 1848 in seinem Wohnhaus eingerichtet hatte. Zur Auswahl standen beliebig warme Wasserbäder, Schwitzbäder sowie Wasserdampf- und Schwefeldampfbäder. 1851 entstand im Bälliz eine Badewirtschaft, bestehend «aus einem mit Wirtschaftsrecht versehenen ansprechenden Gebäude, das im Erdgeschoss, ausser einigen Gesellschaftszimmern, 10 heitere, einladende, mit dem nöthigen bequemen Mobiliar versehene Badezimmer enthält, wovon vier mit 2 und fünf mit 1 Badekasten versehen, und mehrere davon durch eiserne Oefen heizbar sind.»<sup>108</sup> Das Bällizbad bot Bäder mit kaltem oder gewärmtem Aarewasser sowie Sol- und Eisenbäder an. Zudem konnte man sich hier schröpfen lassen und die Speisewirtschaft besuchen.

Etwa zehn Gehminuten ausserhalb der Stadt, in der Nähe der Militäranlagen, befand sich das Allmendbad. Es besass einen Garten, eine Trinklaube, zwei Kegelbahnen und sieben Badezimmer mit je zwei bis drei Badewannen, in denen nach Wunsch warm oder kalt gebadet werden konnte. Das Wasser, das stets völlig klar, aber unbedeutend sei, wurde von der Aare hergeleitet.<sup>109</sup> An zwei Tagen pro Woche konnte man sich auch hier schröp-

fen lassen, ausserdem lud der Wirt regelmässig zu Tanzveranstaltungen ein. 1880 brannte das Allmendbad nieder.

Im ausgehenden 19. Jahrhundert verloren die Badewirtschaften langsam an Bedeutung. Mit dem Anschluss der Wohnhäuser an die zentrale Wasserversorgung erhielten die Wohnungen nach und nach Badezimmer, so dass immer mehr Menschen in ihren eigenen vier Wänden baden konnten. Dieser Prozess dauerte allerdings einige Jahrzehnte; erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurden Wohnungen mit privaten Badezimmern für alle Schichten selbstverständlich. In Thun mussten sich die Bewohner der stadteigenen Wohnsiedlung im Neufeld gar bis 1977 mit einem Gemeinschaftsbaderaum begnügen. Damit auch die arme Bevölkerung baden konnte, richtete die Gemeinde 1918 im alten Waisenhaus eine Badegelegenheit ein. Zudem bot ein Coiffeurgeschäft, das 1926 an der Bahnhofstrasse eröffnete, seiner Kundschaft neben Haarpflege die Benützung von fünf «modernst eingerichteten Badezimmern» an.<sup>110</sup> Die Mineralbäder gerieten nach der Wende zum 20. Jahrhundert in eine tief greifende Krise. Ihre medizinische Bedeutung nahm ab, weil nun mit den Produkten der Pharmaindustrie neue Heilungsmethoden zur Verfügung standen. Viele Bäder mussten aufgeben oder wandelten sich wie das Schnittweierbad in reine Speisewirtschaften um. Das Bad Blumenstein und das Rohrimoosbad stellten den Badebetrieb um 1980 ein. Beide werden heute als Restaurants geführt und bieten auch einige Gästezimmer an.<sup>111</sup>

### *Baden und Schwimmen in Aare und See*

Das Schwimmen war in der frühen Neuzeit eine verpönte Tätigkeit. Erst Aufklärer wie John Locke und Jean-Jacques Rousseau, die sowohl das Naturerlebnis wie auch die Körpererziehung als wichtig erachteten, verhalfen dem Schwimmen zu neuem Ansehen. Der Berner Arzt Eduard Fueter (1801–1855) empfahl zur Gesundheitsvorsorge nicht nur den Besuch von Mineralbädern, sondern auch das Baden und Schwimmen in offenen Gewässern: «Bei irgend bequemer Einrichtung zum Schutz gegen Regen und kältere Winde kann man in unserm Lande von Mitte oder Ende Mai bis Mitte oder Ende Oktober beinahe täglich und ohne irgend eine Gefahr übler Folgen kalt baden. (...) Bewegung und namentlich das Schwimmen erhöhen wie den Genuss so auch den wohlthätigen Einfluss im kalten Bade in hohem Masse.»<sup>112</sup>

Thunersee und Aare boten der Thuner Bevölkerung genügend Gelegenheit, sich in der warmen Jahreszeit abzukühlen und sich im Wasser zu vergnügen. Weil es dabei immer wieder zu Unfällen kam, tauchte in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Forderung nach einer Badeanstalt auf, wo die Thuner Jugend in kontrolliertem Umfeld schwimmen lernen konnte: «Neuer-

dings sprechen wir den Wunsch aus, es möchten die Behörden Thuns endlich eine Schwimmschule errichten, wo unter der Leitung eines Lehrers die jungen Leute beim Baden überwacht werden könnten; an geeigneten Stellen dazu fehlt es ja nicht. Wie mancher Kummer, wie manche Sorge würde damit den Eltern weggenommen!»<sup>113</sup>

Das erste öffentliche Thuner Schwimmbad kam auf private Initiative hin zustande. Im Februar 1860 gründeten einige Männer aus dem Bildungsbürgertum eine Badeanstalt-Aktiengesellschaft, die im Juni desselben Jahres das Flussbad Schwäbis eröffnete: «Es enthält 7 wohl verschlossene Badezellen, zu welchen man auf einem offenen Vestibüle gelangt; es ist circa 20 Schritte lang, und das Flusswasser gelangt unter die Zellen, in welchen man wohl geschützt auf Stiegen in's Wasser steigt. Der innere Arm längs dem Ufer bildet ein Bassin, das aarabwärts geschlossen, beim höhern Wasserstand so viel Wasser hat, dass Schwimmübungen darin vorgenommen werden können. Mit dieser Badanstalt ist zugleich eine Turnanstalt mit zahlreichen Geräthschaften verbunden, die neben dem Bassin am Aarufer, von Bäumen umgeben sich befindet.»<sup>114</sup> 1884 kaufte die Stadt das Flussbad für 1200 Franken und liess es für weitere 800 Franken erneuern.<sup>115</sup>

Die Gäste der Badeanstalt im Schwäbis badeten streng nach Geschlechtern getrennt, und zwar nicht wie in vielen andern Bädern in verschiedenen



Abb. 14 Dieses Foto von 1928 hielt den Badebetrieb des ersten öffentlichen Seebads am Lachenkanal in Dürrenast fest. Während im Flussbad Schwäbis noch strikte Geschlechtertrennung herrschte, durften hier ab 1924 Männer, Frauen, Knaben und Mädchen am Wochenende gemeinsam baden.

Abteilen des Bades, sondern zu unterschiedlichen Zeiten. In den Anfangszeiten war das Bad täglich am Morgen von fünf Uhr bis sieben Uhr und am Nachmittag – nicht aber am Sonntag Nachmittag – von halb drei Uhr bis vier Uhr für die Frauen reserviert; den Mädchen stand es nur am Mittwoch und Samstag Nachmittag von zwei bis vier offen. Alle übrigen Zeiten waren dem männlichen Geschlecht vorbehalten. Damit durften die Männer und Knaben dreimal länger baden als die Frauen und Mädchen. Ein Ungleichgewicht zugunsten der Männer blieb auch im 20. Jahrhundert bestehen; erst ab 1939 badeten beide Geschlechter im Schwäbisbad gemeinsam.<sup>116</sup>

Die Suche nach einem geeigneten Platz für ein Seebad gestaltete sich in Thun schwierig. In den 1890er-Jahren stand die Errichtung einer Badeanstalt an der Bächimatte zur Diskussion, das Projekt scheiterte jedoch an der Opposition der Anwohner. Die Technische Kommission des Gemeinderates schlug weitere Standorte vor, doch die Stadt Thun beschränkte sich vorläufig darauf, 1905 das Flussbad Schwäbis zu modernisieren. Erst 1922 entstand auf dem Lachenareal im Dürrenast die erste öffentliche Seebadeanstalt. Auch hier badeten Männer und Frauen vorerst abwechselnd, ab 1924 war das Bad am Wochenende für beide Geschlechter geöffnet.<sup>117</sup> Dies war ein erster vorsichtiger Schritt weg von einer traditionellen Badeanstalt zu einem offen konzipierten Strandbad, in dem es weder eine Geschlechter-



Abb. 15 Das undatierte Flugbild zeigt das 1933 eröffnete Strandbad Thun. Der Badebereich war durch einen Steg vom offenen See abgetrennt. Die Badetemperaturen waren oft eher kühl. 1962 wurde ein Teil dieses Beckens aufgefüllt, um die Liegewiese zu vergrössern.

trennung noch Bretterwände gab, welche die Badenden vor neugierigen Blicken schützten. Der zweite Schritt folgte schon bald, denn die Seebadeanstalt erwies sich als zu klein und die Stadt wollte sie erweitern. Ziel war es, dass Thun wie viele andere schweizerische Städte in der Zwischenkriegszeit ein modernes Strandbad mit Restaurant, grosszügiger Rasenfläche und wettkampffähiger Schwimmanlage erhielt. Die Pläne stiessen bei allen politischen Parteien auf ein positives Echo. Sie begrüssten, dass bei den Bauarbeiten Arbeitslose als Notstandsarbeiter eingesetzt werden sollten, und dass das Strandbadrestaurant alkoholfrei war, gefiel besonders den Evangelischen. Am 30. Oktober 1932 nahmen die Thuner Stimmbürger die Strandbadvorlage mit grossem Mehr an.<sup>118</sup>

Im Juli 1933 öffnete das Strandbad Thun seine Tore. Schon in der ersten Saison betrugen die Einnahmen rund 27000 Franken und das Bad wurde pro Monat von durchschnittlich 40000 Personen besucht. Nach dem Zweiten Weltkrieg baute die Stadt das Strandbad sukzessive aus. 1962 wurde die Rasenfläche mit Aushubmaterial des Spitalneubaus seewärts vergrössert, 1966–1968 wurden drei neue Schwimmbecken und ein Zehnmeter-Sprungturm erstellt. Dies war durchaus im Sinn des Publikums: Als 1967 das Lernschwimmbecken und das 50-Meter-Wettkampfbecken in Betrieb genommen wurden, machten die Strandbadbesucher am ersten Tag so regen Gebrauch davon, dass das Wasser überlief. Ab 1971 konnten die Strandbadgäste dank einer Wärmepumpe während der ganzen Badesaison in 24 Grad warmem Wasser schwimmen. In den 1970er- und 1980er-Jahren erhielt das Strandbad zudem ein neues Kinderbassin und Spielgeräte für Kinder. Mehrere Projekte zur Erstellung eines Hallenbades auf dem Lachenareal blieben hingegen erfolglos.<sup>119</sup>

### *Segelboote auf dem See, Gummiboote auf der Aare*

Wasser lädt nicht nur zum Schwimmen, sondern auch zu andern Formen von Wassersport ein. Nach dem Aufkommen der Dampfschiffe blieben Segelschiffe und Ruderboote auf dem Thunersee präsent. Immer häufiger setzten ihre Besitzer sie zur Freizeitbeschäftigung ein. Schon 1887 bildete sich ein erster Ruder- und Segelklub, dessen Ziel es war, «der Einwohnerschaft Thuns, sowie der am See gelegenen Ortschaften und hauptsächlich den Sommer hindurch hier weilenden Fremden durch verschiedenartige Übungen, Wettkämpfen und Turniere auf dem See mit Ruder- und Segelbooten Vergnügen und Unterhaltung zu bieten und den See zu beleben.»<sup>120</sup> Später trennten sich die Wege von Seglern und Ruderern. 1910 wurde der dem Rudersport verpflichtete Seeclub Thun gegründet, 1920 der Thunersee-Yacht-Club als Thunersee-Segler-Verband. 1949 entstand der Ruderklub Thun, der sich der Förderung des Ruderns als Breitensport verschrieb. Schon

1926 organisierten sich auch die Motorbootfahrer in einem eigenen Klub. Ab den 1970er-Jahren etablierte sich mit dem Windsurfen ein weiterer Wassersport auf dem Thunersee.<sup>121</sup>

Die Funktion des Sees, früher ein Verkehrsweg, auf dem Reisende befördert und Waren transportiert wurden, hat sich somit im Lauf der letzten 200 Jahre grundlegend gewandelt. Die meisten Menschen befinden sich heute nicht mehr auf dem See, um Geld zu verdienen oder von einem Ort zum andern zu gelangen, sondern um sich ihre freie Zeit zu vertreiben. Sie geniessen als Passagier auf einem Thunerseeschiff die schöne Landschaft oder vergnügen sich als Freizeitkapitänin auf einem der vielen Segelschiffe, die an warmen Sommertagen den See weiss sprenkeln.

Auf der Aare war die Schifffahrt nach der Aare-Zulg-Korrektion nicht mehr möglich. Trotzdem gab es weiterhin einzelne Personen, die sich nicht davon abhalten liessen, den Fluss mit Booten zu befahren, allerdings nur noch als Freizeitbeschäftigung. Ein Hinweis auf solche Bootsfahrer findet sich schon 1867 in einer Thuner Zeitung. Zwei junge Engländer wollten mit einem Boot von Scherzlingen via Aare, Bieler- und Neuenburgersee zum Genfersee gelangen. Ein genauerer Blick auf die Landkarte erübrigte sich jedoch, denn ihr Boot zerschellte schon an der oberen Schleuse, worauf sich die Sportsmänner schwimmend retteten und sich anschliessend im Restau-



Abb. 16 Paddel- und Ruderboote auf dem Lachenkanal 1933. In diesem Jahr nahm das Thuner Strandbad seinen Betrieb auf. Im 20. Jahrhundert suchten immer mehr Menschen die Fluss- und Seeufer auf, um sich dort zu vergnügen und zu entspannen.

rant Maulbeerbaum mit einem Schluck Rum stärkten. Als 1922 ein ähnlicher Unfall mit einem Segeltuch-Kajak passierte, konstatierte das «Oberländer Tagblatt» ein Überhandnehmen solcher Faltboote. Besonders die Aarefälle unterhalb der Stadt stellten eine nicht ungefährliche sportliche Herausforderung dar. Zur Freude des jeweils grossen Publikums fuhren ab den 1920er-Jahren die Thuner Pontoniere einmal jährlich mit Pontons die Aarefälle hinunter, ohne dass es jemals zu einem Unfall gekommen wäre. Um 1960 hatte dieses Treiben ein Ende, denn die Stromschnelle verschwand im Rückstau der Schleuse des neuen Elektrizitätswerkes.<sup>122</sup>

Einen neuen Aufschwung nahm die Bootsfahrt auf der Aare von Thun nach Bern in den 1970er-Jahren, als das Wasser dank der Abwasserkläranlagen immer sauberer wurde und zugleich erschwingliche aufblasbare Gummiboots auf den Markt kamen.<sup>123</sup> Seither ist die Aare an warmen Sommerwochenenden zwischen Thun und Bern von Gummibooten aller Farben und Formen regelrecht übersät. Damit zeigt sich hier ein ähnlicher Funktionswandel wie bei der Thunerseeschiffahrt: Die Aare, früher ein viel befahrener Reise- und Transportweg, dient heute vor allem dem Freizeitvergnügen.

## 7. Schlussfolgerungen

Seit der Aufklärung veränderte sich in Europa die Beziehung zwischen den Städten und ihrem Wasser tief greifend, eine eigentliche hydrologische Transformation fand in vielen Bereichen statt. Dies lässt sich für Grossstädte wie London oder Paris nachweisen, doch auch in Kleinstädten wie Thun sind ähnliche Entwicklungen und Veränderungen zu beobachten.

Grossräumige wassertechnische Eingriffe hatten zum Ziel, das Wasser in klar definierte Bahnen zu lenken und es zum Fliessen zu bringen, um Überschwemmungen zu verhindern und die Nutzung zu erleichtern. In Thun verminderten wasserbauliche Massnahmen wie das Pionierwerk des Kanderdurchstichs, die anschliessenden Korrektionsmassnahmen in Thun sowie die Aare-Zulg-Korrektion nach anfänglichen Schwierigkeiten Überschwemmungen und Versumpfungen. Bei grossen Hochwassern treten See und Aare noch heute über die Ufer, somit ist dieser Prozess nicht abgeschlossen. Der Kanton Bern hat mit dem Bau eines Entlastungsstollens in Thun weitere Massnahmen in Angriff genommen.

Im Aufbau der modernen Wasserversorgung und Abwasserentsorgung im ausgehenden 19. Jahrhundert zeigt sich die Wechselwirkung und gegenseitige Beeinflussung verschiedenster gesellschaftlicher, wissenschaftlicher, politischer und wirtschaftlicher Ebenen. Grosstechnische Netze, die meist von den Kommunen finanziert wurden und ihnen gehörten, ersetzten das

traditionelle kleinteilige, standortgebundene und zu einem grossen Teil private System. Am Diskurs um diese hydrologische Transformation beteiligten sich auch Ärzte und Sozialpolitiker, die zur Seuchenprävention und zur Schaffung von besseren Lebensbedingungen auch für minderprivilegierte Schichten die Hygienisierung der Städte verlangten und versuchten, auf die Entscheide der Stadtbehörden Einfluss zu nehmen. Sie verlangten den Aufbau einer zentralen Wasserversorgung und Abwasserentsorgung, denn erst dies ermöglichte die Durchsetzung neuer hygienischer Normen in allen Schichten der Gesellschaft.

In Thun fühlte sich der Gemeinderat verpflichtet, ab den 1860er-Jahren die Qualität des Trinkwassers zu untersuchen, und schon zu Beginn der 1870er-Jahre war er bereit, die von Privaten erstellte Wasserversorgung zu kommunalisieren, in eigener Regie weiter auszubauen und dafür zu sorgen, dass der Bevölkerung stets genügend sauberes Leitungswasser zur Verfügung stand. Im Vergleich zu andern Schweizer Städten fand hier der Aufbau des zentralen Wasserversorgungsnetzes recht früh statt. Im kostengünstigen und gleichberechtigten Zugang zu sicherem Trinkwasser für alle Stadtbewohnerinnen und -bewohner manifestierten sich sozialpolitische Ideale der demokratischen Wohlfahrtsgesellschaft, die sich im 19. Jahrhundert herauszubilden begann. Der freie, gleichberechtigte Zugang zur Ressource Wasser diente somit auch der politischen Legitimation und dem sozialen Zusammenhalt der Gesellschaft.

Der rapid steigende Wasserverbrauch nach der Einführung der modernen Wasserversorgung bedingte den Bau eines Kanalisationsnetzes, durch welches das Wasser die Stadt wieder verlassen konnte. Dank der Kanalisation, deren Aufbau in Thun wie vielerorts dem der Wasserversorgung einige Jahrzehnte nachhinkte, verschwanden zwar die stinkenden Senkgruben aus der Stadt. Da eine Kläranlage in der Region Thun jedoch erst zu Beginn der 1970er-Jahre den Betrieb aufnahm, diente die Kanalisation lange lediglich als System zum Wegtransport der städtischen Abwässer. Deren Gesundheits- und Umweltrisiken überliess man der aareabwärts gelegenen Gegend.

Auch das wirtschaftliche Nutzungspotenzial des Wassers veränderte sich im Lauf der Zeit. Mit dem Bau der Eisenbahnen und der Elektrizitätswerke, dank denen sich in elektrischen Strom verwandelte Wasserkraft über weite Strecken transportieren liess, war die Wirtschaft kaum mehr auf wasser nahe Standorte angewiesen. Der Personen- und Güterverkehr verlagerte sich von den Wasserwegen weg zur Bahn. Flösserei und Aareschifffahrt verloren ihre Bedeutung und wurden aufgegeben, die Schiff- und Bootsfahrt auf See und Aare dient heute lediglich noch dem Vergnügen. Diese Entwicklung entlastete die Uferzonen von ihrer traditionellen Funktion als Lager- und Umschlagplatz, sie wurden nach und nach frei für andere Nutzungen.

Das 19. Jahrhundert entdeckte das ästhetische Potenzial des Wassers, das als Argument im touristischen Wettbewerb diente. An der Thuner Wasserfront entstand im Lauf der letzten 150 Jahre eine Freizeitkultur – mit Hotels, Restaurants und Promenaden. Auf dem Aarequai werden heute keine Marktboote mehr entladen, sondern flanieren Einheimische und Touristen; das Waschhaus beim Rathaus ist zu einem Restaurant, die alte Öle zu einem Theater umfunktioniert, die Mühle abgerissen und durch den Mühlplatz ersetzt. Das Aarebecken, früher die Verkehrsschlagader der Stadt, ist heute nur noch landschaftliche Kulisse.

Damit zeigt sich auch in Thun ein Funktionswandel der Uferzonen, der typisch ist für viele See- und Flussufer in den Städten der industrialisierten Welt: Das Gewerbe und später die Industrie siedelten sich ursprünglich am Wasser an. Sie brauchten es für den Produktionsprozess, zur Gewinnung von Energie und zur Reinigung, aber auch als billiger Transportweg für Güter. Mit der Deindustrialisierung entstanden Industriebrachen, die gelegentlich – in Thun auf dem Mühle- und Selveareal – von der Untergrundkultur zwischengenutzt wurden, bis postmoderne Wohn-, Dienstleistungs- oder Freizeitanlagen sie schliesslich verdrängten. Dieser Prozess hat Auswirkungen darauf, wie die Menschen im postindustriellen Europa Seen und Flüsse wahrnehmen: Heute sind sie in erster Linie Freizeitziel, immer weniger wird das Wasser als materiell notwendige Lebensgrundlage angesehen.

Diese Entwicklung ist nicht unproblematisch, denn weltweit gesehen ist Wasser eine knappe Ressource, deren gerechte Verteilung ein hohes Konfliktpotenzial in sich birgt. Vielen Menschen in der Dritten Welt steht Wasser nur in geringen Mengen und häufig verschmutzt zur Verfügung. Touristinnen und Touristen aus unseren Breitengraden, welche diese Länder besuchen, bringen ihre eigenen Hygienevorstellungen mit und sind selten bereit, sich von der gewohnten täglichen Dusche zu verabschieden. In der Geschichtswissenschaft ist Wasser ein Thema, das bisher mit wenigen Ausnahmen vor allem in technikgeschichtlicher Hinsicht Beachtung fand.<sup>124</sup> Lokalhistorische Studien zur Entwicklung des alltäglichen Umgangs mit dem Wasser wären geeignet, unseren Umgang mit dieser kostbaren Ressource zu überdenken. Dazu allerdings wären vertieftere Forschungen nötig, als sie im Rahmen dieses Artikels möglich waren.

## *Abkürzungen*

TW	Thuner Wochenblatt
TH	Thuner Blatt
TA	Täglicher Anzeiger, Tagblatt der Stadt Thun und des Berner Oberlandes
GB	Geschäftsblatt für den oberen Teil des Kantons Bern
OT	Oberländer Tagblatt
TT	Thuner Tagblatt
VBT	Verwaltungsbericht des Einwohner-Gemeinderates von Thun an die Einwohnergemeinde von Thun

## *Bildnachweis*

Umschlagbild	Kunstmuseum Thun, Inventar-Nr. 3029.
Abbildung 1	Topographischer Atlas der Schweiz 1:25 000 (Siegfriedkarte), Blatt 353 (Thun), Ausgabe 1876. Foto: Simon Bähler, Thun, 2005.
Abbildung 2	Foto: Simon Bähler, Thun, 2005.
Abbildung 3	Stadtarchiv Thun, Fotosammlung Zimmermann, 34-1-15.
Abbildung 4	Hôtel du Freyenhof à Thoune: Avis à Messieurs les voyageurs se rendant à Thoune. Berne, 1829.
Abbildung 5	Kunstmuseum Thun, Inventar-Nr. 2885.
Abbildung 6	Stadtarchiv Thun, Fotosammlung Zimmermann, 30-32.
Abbildung 7	Kunstmuseum Thun, Inventar-Nr. 2850.
Abbildung 8	Geiser, Karl: Brienzsee und Thunersee. Historisches und Rechtliches über den Abfluss. Bern, 1914 (Publikationen des Schweizerischen Wasserwirtschaftsverbandes, Nr. 2), 104.
Abbildung 9	Stadtarchiv Thun, Fotosammlung Zimmermann, 14-11.
Abbildung 10	Stadtarchiv Thun, Fotosammlung Zimmermann, 34-1-8.
Abbildung 11	Kunstmuseum Thun, Inventar-Nr. 3280.
Abbildung 12	Kunstmuseum Thun, Inventar-Nr. 5778.
Abbildung 13	Kunstmuseum Thun, Inventar-Nr. 5104.
Abbildung 14	Stadtarchiv Thun, Fotosammlung Zimmermann, 22-27-1.
Abbildung 15	Stadtarchiv Thun, Fotosammlung Zimmermann, 22-38.
Abbildung 16	Stadtarchiv Thun, Fotosammlung Zimmermann, 22-42.

## *Anmerkungen*

<sup>1</sup> Im deutschsprachigen Raum erschienen kürzlich zwei Werke, die einen interessanten Zugang zum Thema Stadt und Wasser bieten und neuere Forschungsansätze aufzeigen: Frank, Susanne; Gandy, Matthew (Hrsg.): *Hydropolis. Wasser und die Stadt der Moderne*. Frankfurt, 2006; Heidenreich, Elisabeth: *Fliessräume. Die Vernetzung von Natur, Raum und Gesellschaft seit dem 19. Jahrhundert*. Frankfurt a.M., 2004.

<sup>2</sup> Der Artikel basiert auf dem 2004 für den Verein Stadtmobilität Thun erarbeiteten Rundgang zum Thema Stadt und Wasser mit dem Titel «Hohe Wellen in Thun». Gruppen können diesen Rundgang sowie vier weitere thematische Rundgänge buchen unter [www.stadtmobilitat.ch](http://www.stadtmobilitat.ch) oder [www.thuntourismus.ch](http://www.thuntourismus.ch). Der Rundgangtext ist für diesen Artikel vollständig überarbeitet und erweitert worden. Zu einigen Themen, die im hier vorliegenden Artikel behandelt werden, gibt es lokalhistorische Arbeiten, so zur Korrektion von Kander und Aare, zur Thunersee- und Aareschiffahrt sowie zum Tourismus in Thun. Andere Themen sind für die Stadt Thun erst punktuell oder überhaupt nicht aufgearbei-

tet worden, wie die Geschichte der Wasserversorgung, der Kanalisation, der Waschhäuser, der Schwimmbäder und der gewerblichen Nutzung der Wasserkraft. Wo möglich, stützt sich der Artikel auf vorhandene Literatur, ergänzt durch zeitgenössische Quellen wie Zeitungsartikel und Verwaltungsberichte der Stadt Thun. Wo Sekundärliteratur fehlt, basiert der Artikel vollständig auf Quellenarbeit.

<sup>3</sup> TW, 25.6.1844.

<sup>4</sup> TW, 3.12.1844; TH, 3.5.1851, 20.5.1851.

<sup>5</sup> GB, 31.8.1898.

<sup>6</sup> GB, 31.7.1889. Zu fehlenden Rettungsvorrichtungen siehe auch OT, 6.8.1909.

<sup>7</sup> TA, 25.3.1893.

<sup>8</sup> TA, 19.9.1902, 17.3.1905; OT, 21.6.1910. 1903 fiel ein achtjähriger Knabe allerdings gerade wegen dem Geländer in die Aare: Er rutschte das Geländer der Treppe von der Sinnebrücke zum Aarequai hinunter und landete anstatt auf dem Quai im Fluss (TA, 11.7.1903).

<sup>9</sup> Koch, Karl: Bericht der Schwellen-Commission an unsere Gnädigen Herren und Obern des Grossen Rethes der Stadt und Republik Bern, über die Korrektion der Aar von Thun bis Bern. Bern, 1826, 20.

<sup>10</sup> Koch (wie Anm. 9), 19f., 33f.

<sup>11</sup> Heidenreich (wie Anm. 1), 174–182; Corbin, Alain: Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs. Berlin, 1996, 35–52.

<sup>12</sup> Die Geschichte des Kanderdurchstichs ist gut aufgearbeitet: Vischer, Daniel L.: Die Geschichte des Hochwasserschutzes in der Schweiz. Bern, 2003, 60–69, 124–126; Hügli, Andreas: «Die Schlange im eigenen Busen nähren». Die Korrektion der Aare zwischen Thun und Bern im 19. Jahrhundert. Lizentiatsarbeit, Historisches Institut der Universität Bern, 2002, 22–26, 112f.; Graf, Michèle: Die Bändigung der Gewässer. Eine Geschichte der Flusskorrekturen in der Schweiz. Lizentiatsarbeit, Historisches Institut der Universität Bern, 1991, 21–30; Grosjean, Georges: Die Ableitung der Kander in den Thunersee vor 250 Jahren. In: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzsee, 1962, 18–40; Geiser, Karl: Brienzsee und Thunersee. Historisches und Rechtliches über den Abfluss. Bern, 1914 (Publikationen des Schweizerischen Wasserwirtschaftsverbandes, Nr. 2); Koch (wie Anm. 9), 18–34. In diesem Artikel werden lediglich die Folgen des Durchstichs für die Stadt Thun zusammengefasst.

<sup>13</sup> Überreste von Dämmen und Schwellen aus dem frühen 18. Jahrhundert kamen im Winter 1970/71 zum Vorschein, als anlässlich des Baus des Hauptkanals der Abwasserreinigungsanlage (rechtes Seeufer) die innere Aare von Hofstetten bis ins Schwäbis trockengelegt wurde. Vgl. Historisches Museum Schloss Thun: Jahresbericht 1970, 18–21.

<sup>14</sup> Koch (wie Anm. 9), 28f.; Bretscher, Alfred: Zur Flussschiffahrt im Alten Bern. Wasserwege, Schiffe und Organisation. In: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, 61 (1999), 105–147, hier 108.

<sup>15</sup> Intelligenzblatt für die Stadt Bern, 12.8.1876, 6; OT, 26.12.1929, 18.12.1935, 3.5.1957. VBT, 1876/77, 11–13; 1878/79, 6f. Zu den Aare-Zulg-Korrektionen siehe Vischer (wie Anm. 12), 123–130; Koch (wie Anm. 9); Hügli (wie Anm. 12); Hofmann, Hermann: Die Aare- und Zulg-Korrektion. Thun, 1956.

<sup>16</sup> Allerdings fliest nur während rund 30 Tagen pro Jahr Wasser über das Stauwehr.

<sup>17</sup> www.hochwasserschutzthunersee.ch; Der Bund, 13.7.2007, 22.

<sup>18</sup> Sinneplatz bedeutet Eichplatz. Vgl. Frank, Georg: «Dank dem Gewerbefleiss früher Jahrhunderte». Die Nutzung der Wasserkraft in der bernischen Gemeinde Steffisburg vom ausgehenden 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart. 3 Bde. Thun, 2000, 81, Anm. 7.

<sup>19</sup> Rütte, Hans von: Aare. In: Historisches Lexikon der Schweiz. Basel, Bd. 1 (2002), 14–16; Haas, Hugo: Die Entwicklung der Stadt Thun. Beiträge zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeographie der Stadt Thun. Thun, 1926, 43f.; Bretscher (wie Anm. 14), 106, 118–121; Küffer, Peter: Thun. Geschichtliche Zusammenfassung von einst bis heute. Thun, 1981, 59–61. Bis ins 17. Jahrhundert führte ein Schiffskanal durch das heutige Ölegässchen, wodurch die Mühleschwelle umschifft werden konnte. Vgl. Hofer, Paul: Die Stadtanlage

- von Thun. Burg und Stadt in vorzähringischer Zeit. Thun, 1981, 101–106. Die obere Schleuse liess sich auch mit Schiffen durchfahren, das äusserste Tor beim Scherzligweg liegt quer zur Strömung und ist breiter als die andern. Siehe Koch (wie Anm. 9), 30; TT, 23.11.1979.
- <sup>20</sup> Zur Flösserei auf der Aare: Brönnimann, Stefan: Die schiff- und flössbaren Gewässer in den Alpen von 1500 bis 1800. Versuch eines Inventars. In: Der Geschichtsfreund, 150 (1997), 119–178, hier 151f.; Grossmann, Heinrich: Flösserei und Holzhandel aus den Schweizer Bergen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Zürich, 1972, 1–7, 26–30; Frank (wie Anm. 18), 829f. Zur Forstwirtschaft und Holzausfuhr aus dem Staat Bern siehe Stuber, Martin: «Wir halten eine fette Mahlzeit, denn mit dem Ei verzehren wir die Henne». Konzepte nachhaltiger Waldnutzung im Kanton Bern 1750–1880. Zürich, 1997 (Beifeft zur Schweizerischen Zeitschrift für Forstwesen, 82); Bretscher (wie Anm. 14), 122f.; Geiser (wie Anm. 12); 72f. 1921 starb in Thun-Dürrenast der wohl letzte Vertreter des Flössereigewerbes auf der Aare (OT, 6.8.1921).
- <sup>21</sup> Zur Schifffahrt auf dem Thunersee: Ebener, Hans-Anton: Die Entwicklung der Schifffahrt auf dem Thuner- und Brienzersee (17.–19. Jahrhundert). Lizentiatsarbeit, Historisches Institut der Universität Bern, 1990; Ebener, Hans-Anton: Moderne Verkehrsmittel für den Tourismus auf den Oberländer Seen. In: Germann, Georg (Hrsg.): Riviera am Thunersee im 19. Jahrhundert. Bern, 2002, 163–171; Däppen, Hanspeter: Die Schifffahrt im Berner Oberland im 19. und 20. Jahrhundert und ihre Beziehung zur Tourismusentwicklung. Diplomarbeit am Geographischen Institut der Universität Bern. Bern, 2000; Liechti, Erich; Meister, Jürg; Gwerder, Josef: Geschichte der Schifffahrt auf dem Thuner- und Brienzersee. Thun, 1986; [www.blis.ch/schiff](http://www.blis.ch/schiff).
- <sup>22</sup> Zusätzlich benutzten in diesem Jahr 1873 Oberländer das Dampfschiff mangels Zahlungsfähigkeit gratis. Siehe Ebener 2002 (wie Anm. 21), 165.
- <sup>23</sup> Ab den 1840er-Jahren kamen weitere Dampfschiffe hinzu. Siehe dazu die bis 1981 vollständige Liste der Schifffahrtsgesellschaften auf den Oberländer Seen und ihrer Schiffe, in Liechti, Erich: Die Entwicklung der Schifffahrt auf den Seen des Berner Oberlandes. In: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee, 1991, 48.
- <sup>24</sup> Ober, Peter: Interlaken und seine Umgebungen. Bern, 1858, 12.
- <sup>25</sup> TH, 24.6.1857.
- <sup>26</sup> Zu den Kämpfen um den Bahnhofstandort: Maurer, Ursula; Wolf, Daniel: Thun. In: Inventar der neueren Schweizer Architektur, INSA. Bd. 9 (2003), 295–421, hier 324–329; Maurer, Ursula: Betriebssicherheit versus Heimatliebe. Zwanzig Jahre Planung für einen Schifffahrtskanal in Thun. In: Kunst und Architektur in der Schweiz, 54 (2003), 41–47; Keller, Jon: «Die ländtelose, die schreckliche Zeit». Zur Aufhebung der Freienhof-Ländte im Jahre 1904. In: Historisches Museum Schloss Thun: Jahresbericht 1985, 5–12.
- <sup>27</sup> OT, 5.8.1911.
- <sup>28</sup> OT, 30.5.1959, 22.12.1960.
- <sup>29</sup> 1987 sprach sich in einer Konsultativabstimmung das gesamte Thunersee-Schiffspersonal der BLS gegen die Restaurierung der Blümlisalp aus (TT, 10.4.1987, 1, 9). Zum Kampf um den Erhalt der Blümlisalp: Liechti, Erich: Das Salondampfschiff Blümlisalp. Thun, 1993; Creola, Peter: Blümlisalp. Die Rettung des letzten Thunersee-Raddampfers. Münsingen, 1992; Dütschler, Hans-Rudolf: «DS Blümlisalp», der letzte Thunersee-Raddampfer. In: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee, 1992, 29–54. Die Genossenschaft Vaporama ist heute Besitzerin, die BLS-Schifffahrt Betreiberin der Blümlisalp ([www.vaporama.ch](http://www.vaporama.ch)).
- <sup>30</sup> Koch (wie Anm. 9), 53.
- <sup>31</sup> Zur Aareschifffahrt: Bretscher (wie Anm. 14); Hügli (wie Anm. 12); 14–16; Geiser (wie Anm. 12), 69–73; Koch (wie Anm. 9), 53f.; Bernischer Lehrerverein (Hrsg.): Das Amt Thun. Eine Heimatkunde. Thun, 1943, 13. Zum Gegenzug auf der Aare: Bretscher (wie Anm. 14), 124–126, 129; Rütte (wie Anm. 19), 16. Die Reglemente zur Aareschifffahrt von 1681, 1808 und 1832 sind abgedruckt in Geiser (wie Anm. 12), 149–162.
- <sup>32</sup> TW, 18.12.1838.
- <sup>33</sup> Buchs, Hermann et al.: 850 Jahre Heimberg 1146–1996. Heimberg, 1995, 117.

- <sup>34</sup> Hügli (wie Anm. 12), 17f., 50, 67; TH, 15.2.1845. Eine Beschreibung des Aarelaufes zwischen Thun und Bern in den 1820er-Jahren befindet sich in Koch (wie Anm. 9), 12–18.
- <sup>35</sup> Zu der Reglementierung und Handhabung der Thuner Schleusen: Geiser (wie Anm. 12).
- <sup>36</sup> Dubler, Anne-Marie: Die Region Thun-Oberhofen auf ihrem Weg in den bernischen Staat (1384–1803). In: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, 66 (2004), 61–117, hier 72. Zur Fischerei auf dem Thunersee: Türler, Heinrich: Uebersicht über die ältern Fischerordnungen des Thunersees. Denkschrift für die Kantonale Fischerei-Ausstellung 1895 in Bern und die Schweiz. Landesausstellung 1896 in Genf. Thun 1895; Heuscher, Johannes: Thuner- und Brienzensee. Ihre biologischen und Fischerei-Verhältnisse. Pfäffikon, 1901; Bernischer Lehrerverein (wie Anm. 31), 126–136; Funk, Fritz: Fische und Fischerei im Brienz- und im Thunersee. In: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzensee, 1968, 51–68. Zur Fischerei in der Schweiz: Liebenau, Theodor von: Geschichte der Fischerei in der Schweiz. Bern, 1897; Hüster Plogmann, Heide (Hrsg.): Fisch und Fischer aus zwei Jahrtausenden. Eine fischereiwirtschaftliche Zeitreise durch die Nordwestschweiz. Augst, 2006 (Forschungen in Augst, Bd. 39); Amacher, Urs; Geiger, Wolfgang: Fischerei. In: Historisches Lexikon der Schweiz. Basel, Bd. 4 (2005), 538–541.
- <sup>37</sup> Zu den Fischereimethoden: Heuscher (wie Anm. 36), 75–79; Amacher, Urs: Mit Garnen, Netzen, Bären und Schnüren. Die Geräte und Fangmethoden der Fischer im Mittelalter. In: Hüster Plogmann (wie Anm. 36), 123–130.
- <sup>38</sup> Die Garnreusen nannte man Bären. Die Schöpfbäre war ein Handnetz.
- <sup>39</sup> Die älteste Fischerordnung, die speziell für den Thunersee galt, stammt von 1537. Das Fischen mit «Kügelinen» (vergifteten Pillen) wurde 1617 verboten. Siehe Türler (wie Anm. 36), 6–8, 10; Hüster Plogmann (wie Anm. 36), 138.
- <sup>40</sup> TT, 9.9.1966; Berner Zeitung, 30.7.2001, 15. Heuscher (wie Anm. 36), 51–68, liefert eine Beschreibung der Fischarten des Thunersees sowie Informationen zu deren Lebensweise, Häufigkeit und zu den artenspezifischen Fangmethoden.
- <sup>41</sup> TT, 12.9.1979, 13.9.1979.
- <sup>42</sup> GB, 3.5.1890; Heuscher (wie Anm. 36), 68–72; Roth, Hermann: Die oberländische Fischzuchstanstalt in Faulensee. In: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzensee, 1953, 12–21; www.vol.be.ch/lanat/fischerei; Fischereiinspektorat des Kantons Bern: Jahresbericht 2006, 37.
- <sup>43</sup> Geiser (wie Anm. 12), 98f.; Frank (wie Anm. 18), 106, 700, 706, 726f.
- <sup>44</sup> Dieser Querdamm war zirka 300 Fuss lang. Siehe Koch (wie Anm. 9), 26; Geiser (wie Anm. 12), 46f.; Umrechnung nach Frank (wie Anm. 18), 854.
- <sup>45</sup> Koch (wie Anm. 9), 31f.; Geiser (wie Anm. 12), 98–112; Haas (wie Anm. 19), 13–15, 20. Die Kaufbriefe von 1717 und 1777 sind abgedruckt in Geiser (wie Anm. 12), 168–174.
- <sup>46</sup> Krebser, Markus: Mein liebes Thun. Ein Rundgang vor hundert Jahren. Thun, 1980, 127; Geiser (wie Anm. 12), 102f.; TH, 10.10.1854, 9.5.1855, 29.12.1855, 3.12.1859, 14.12.1859.
- <sup>47</sup> Neben der mechanischen Werkstätte Aeschlimann waren damals in Thun folgende Betriebe dem Fabrikgesetz unterstellt: Eidgenössische Konstruktionswerkstätte, Eidgenössisches Laboratorium, Schiefertafelfabrik Schüpbach & Karlen, Mühle Lanzrein, Buchdruckerei von Rippstein, Buchdruckerei Stämpfli (GB, 21.7.1886).
- <sup>48</sup> Geiser (wie Anm. 12), 105–108; Frank (wie Anm. 18), 673; TH, 24.11.1846, 21.11.1848, 3.4.1858, 16.10.1858, 19.3.1859, 19.10.1859, 31.3.1860, 26.8.1863.
- <sup>49</sup> TH, 13.9.1845, 27.10.1846, 4.3.1857, 24.11.1869; Frank (wie Anm. 18), 471–474, 737–743.
- <sup>50</sup> Frank (wie Anm. 18), 488–502, 899–909. Frank hat die Nutzung der Wasserkraft in der Gemeinde Steffisburg umfassend aufgearbeitet. Zur Pulvermühle im Schwäbis: Frank, Georg: Das Schwarzpulver – Die Produktion in der Pulvermühle Steffisburg 1586–1864. In: Schlossmuseum Thun: Jahresbericht 2006, 38–43. Siehe auch TW, 31.5.1842; TH, 30.8.1853, 22.9.1860, 11.5.1861.
- <sup>51</sup> Frank (wie Anm. 18), 111, 113–120, 894–896, 907; Geiser (wie Anm. 12), 106–108.
- <sup>52</sup> Frank (wie Anm. 18), 642–644.

- <sup>53</sup> TH, 27.5.1863; GB, 1.12.1877, 21.7.1886; Zürcher, Christoph: Lanzrein, Johann Adolf. Version vom 6.12.2005. In: Historisches Lexikon der Schweiz, [www.hls.ch](http://www.hls.ch); Krebser (wie Anm. 46), 127–130; Frank (wie Anm. 18), 653; [www.muehle-burgholz.ch](http://www.muehle-burgholz.ch).
- <sup>54</sup> 4,75 Mio. Franken statt 4,65 Mio. Zur Abstimmung und zum Kauf des Mühlereals: TT, 10.8.1976; 23.8.1976; 13.9.1976; 27.9.1976; 24.9.1977; 100 Jahre Thuner Stadtanzeiger 1894–1994. Thun, 1994, 21.
- <sup>55</sup> Zu verschiedenen Zwischennutzungen: TT, 18.6.1983, 3; 23.8.1983, 3; 18.10.1983, 4; 2.6.1984, 16; 18.6.1984, 4; 1.11.1986, 4; 14.7.1987, 1, 7; 25.7.1987, 7.
- <sup>56</sup> TT, 23.9.1985, 3.
- <sup>57</sup> TT, 14.11.1980; 30.12.1983, 5; 2.4.1992, 1, 5; 1.7.1994, 7.
- <sup>58</sup> VBT, 1884/85, 12; GB, 31.1.1891; 25.7.1891; Geiser (wie Anm. 12), 106. Zur Entwicklung des Elektrizitätswerks Thun: Rytz, Wilhelm: Die Licht- und Wasserwerke der Gemeinde Thun. Thun, 1924, 15–19; Sameli, Hans: 50 Jahre Elektrizitätswerk der Stadt Thun, 1896–1946. Thun, 1946; Maurer/Wolf (wie Anm. 26), 335; TT, 23.8.1996, 7; [www.energiethun.ch](http://www.energiethun.ch).
- <sup>59</sup> GB, 28.3.1891. Die Brauerei befand sich an der Stelle des Coop Kyburg.
- <sup>60</sup> So genannte Kohlen-Bogenlampen. Die letzte Gaslaterne in der Stadt Thun wurde 1940 entfernt. Vgl. Keller, Jon: Gruss aus dem Fin-de-siècle: die letzten Thuner Bogenlampen. In: Historisches Museum Schloss Thun: Jahresbericht 1984, 4–11; Maurer/Wolf (wie Anm. 26), 335.
- <sup>61</sup> OT, 6.7.1915, 7.9.1915.
- <sup>62</sup> TA, 31.3.1906, 27.10.1906; OT, 3.2.1917, 21.3.1917.
- <sup>63</sup> OT, 9.2.1945, 10.2.1945, 7.6.1958, 6.3.1959; TT, 25.4.1964.
- <sup>64</sup> Ein Teil davon ist die videoüberwachte Fischtreppe. Nature Star wird getragen von WWF Schweiz, Pro Natura, dem Konsumentenforum Schweiz sowie führenden Energieversorgungsunternehmen und Ökostromverbänden (Faltblatt Energie Thun, Ökostrom aus einheimischen Quellen).
- <sup>65</sup> Haas (wie Anm. 19), 12; GB, 1.6.1887. Zur städtischen Wasserversorgung im Ancien Régime: Keller, Yves: Städtische Wasserversorgung und Abwasserentsorgung vom Spätmittelalter bis ins frühe 18. Jahrhundert. Eine vergleichende Untersuchung der Städte Zürich, Bern, Genf, Luzern und Basel. Lizziatsarbeit, Historisches Institut der Universität Bern, 2001.
- <sup>66</sup> TH, 7.8.1869, 11.8.1869, 28.8.1869. Untersucht wurden neben dem Berntorbrunnen das Bärensödli und die beiden Sodbrunnen im oberen und unteren Bälliz.
- <sup>67</sup> TA, 19.1.1902, 14.10.1902.
- <sup>68</sup> In einem im GB vom 5.1.1889 erschienenen Inserat verbot Feller das Betreten und Befahren «seines an der Lachen (...) errichteten, mit Dämmen und Schleusen umgebenen Eisbassins». Aus dem Text geht nicht klar hervor, ob Feller diesen Weiher besass oder nur gepachtet hatte. Zu den Felsenkellern im Schlossberg: TH, 13.8.1859; zur Eisgewinnung in Strättligen: GB, 23.3.1912; OT, 31.1.1940; Hänni, Louis: Strättligen. Thun, 1997, 187–189; Historisches Museum Schloss Thun: Jahresbericht 1981, 35f.; 1982, 40.
- <sup>69</sup> Zum Bau der Kaserne (1864–1868): Maurer/Wolf (wie Anm. 26), 332. Zur Entstehung der modernen Thuner Trinkwasserversorgung: Ebenda, 334f.; Rytz (wie Anm. 58), 8–14; Haas (wie Anm. 19), 10–12; TH, 14.11.1863, 16.10.1867, 18.8.1869, 24.11.1869; TT, 9.10.1990, 5; [www.energiethun.ch](http://www.energiethun.ch); VBT, 1872/73, 11–14.
- <sup>70</sup> TH, 18.6.1870.
- <sup>71</sup> Der Bau von Druckwasserleitungsnetzen in einigen Schweizer Städten: Basel 1866; Bern 1869; Freiburg 1870; Winterthur 1870; Luzern 1875; Zürich 1878; Biel 1879. Zur Entwicklung in Deutschland: Vögele, Jürg; Koppitz, Ulrich: Sanitäre Reformen und der epidemiologische Übergang in Deutschland (1850–1920). In: Frank/Gandy (wie Anm. 1), 75–93, hier 88.
- <sup>72</sup> GB, 16.8.1882.
- <sup>73</sup> VBT, 1907/08.

- <sup>74</sup> OT, 25.4.1910, 2.11.1910; TT, 24.7.1987, 7; Maurer/Wolf (wie Anm. 26), 347; Hänni, Louis: Das Bewässerungssystem der ehemaligen Einwohnergemeinde Strättligen, einst und jetzt. In: Mitteilungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Thun, Heft 13 (1999), 63–77; Hänni (wie Anm. 68), 237–245; www.energietun.ch.
- <sup>75</sup> Bernischer Lehrerverein (wie Anm. 31), 317; TW, 16.4.1839, 22.2.1842, 30.1.1844; TH, 9.1.1861, 11.1.1862.
- <sup>76</sup> TH, 21.12.1864, 29.5.1869, 5.3.1873. Zur Herstellung von Pottasche siehe Frank (wie Anm. 18), 718.
- <sup>77</sup> GB, 3.4.1897. Dies waren keine Einzelfälle. Im 19. Jahrhundert berichten die Thuner Zeitungen immer wieder von Wäscherinnen, die ins Wasser fielen.
- <sup>78</sup> TH, 22.5.1867, 24.4.1872; VBT, 1874/75, 4f., 14; 1876/77, 5, 9. Kupfergasse hiess der oberste Teil der heutigen Oberen Hauptgasse.
- <sup>79</sup> TH, 7.2.1863.
- <sup>80</sup> TA, 4.11.1903.
- <sup>81</sup> TH, 21.9.1859, 10.10.1877. Zur Verpachtung der Düngergruben: TH, 12.1.1861; zur Versteigerung des Düngers aus den Militärstellungen: TH, 4.9.1861; GB, 18.8.1885; zur Geschichte der Kanalisation: Heidenreich (wie Anm. 1), 167–192; Corbin (wie Anm. 11); Stalder, Ruth: «Bereits das Wasser im Hause aber kein Abfluss». Die Abwasserentsorgung in der Stadt Bern. Von den mittelalterlichen Ehrgräben, Morastsammlern und Senkgruben zum grosstechnischen System der Schwemmkanalisation 1850–1900. Lizziatsarbeit, Historisches Institut der Universität Bern, 1998; Stalder Ruth: Von der «Cloakenfrage» zur Schwemmkanalisation. Die Abwasserentsorgung in der Stadt Bern 1850–1900. In: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, 64 (2002), 161–197.
- <sup>82</sup> TH, 25.7.1857, 21.7.1860; TA, 27.7.1894; OT, 30.7.1913.
- <sup>83</sup> Die Thuner Zeitungen machten wiederholt auf entsprechende Verbote aufmerksam: TH, 27.10.1860, 1.10.1862, 7.12.1867; TA, 3.8.1904, 27.6.1905; OT, 5.4.1946.
- <sup>84</sup> Pacini, Filippo: Osservazioni microscopiche e deduzioni patologiche sul cholera asiatico. Firenze, 1854. Pacini schreibt, der Erreger der Cholera «è un principio vivente, una specie di fermento sotto forma molecolare, poco importando sapere se sia di natura animale o vegetale». Siehe: Pacini, Filippo: Della natura del colera asiatico. Firenze, 1865, 128.
- <sup>85</sup> Vogt, Adolf: Ueber die Kloakenverhältnisse der Stadt Bern. Bern, 1867, 8; Vogt, Adolf: Trinkwasser oder Bodengase. Eine Streitschrift zur Beleuchtung der Tagesfragen über die Entstehung des Typhus und dessen Bekämpfung. Basel, 1874.
- <sup>86</sup> TH, 7.9.1867, 14.9.1867, 28.9.1867; VBT, 1884/85, 8f.
- <sup>87</sup> TH, 17.11.1869; Vogt 1867 (wie Anm. 85); Vogt, Adolf: Ein Beitrag zur Lösung der Frage: Schwemmkanalisation oder Abfuhr? Erläuterungen zu einem Modelle für Abortapparate mit Latrinenfässern und natürlicher Ventilation durch Luftsauger. Bern, 1869.
- <sup>88</sup> Eine Kanalisation erhielten damals die Kupfergasse, die Hauptgasse, der Rosengarten (heute Freienhofgasse) und der Viehmarkt (heute Marktgasse, Teilstück nordöstlich der Kuhbrücke). Siehe TH, 27.4.1870, 5.10.1870.
- <sup>89</sup> Eine Zeitungsannonce für Guano-Dünger erschien im TH am 3.6.1845, also noch vor dem Bau der Eisenbahnlinie nach Thun.
- <sup>90</sup> VBT, 1886/87, 6; 1888/89, 10; TH, 6.6.1866, 23.6.1866; TA, 12.4.1901, 24.1.1907; OT, 7.1.1922, 19.3.1924, 31.8.1925, 8.2.1926, 6.2.1945, 18.1.1950.
- <sup>91</sup> OT, 1.7.1953, 11.7.1956; TT, 10.12.1962, 23.3.1963, 13.12.1965, 12.5.1972, 22.5.1974.
- <sup>92</sup> Gruner, Gottlieb Sigmund: Reisen durch die merkwürdigsten Gegenden Helvetiens. Zweyter Theil. London, 1778, 55. Weitere Reiseführer, welche die Stadt Thun erwähnen: Ebel, Johann Gottfried: Anleitung auf die nützlichste und genussvollste Art die Schweiz zu bereisen. Zürich, 1793 (weitere Ausgaben 1804/05 und 1840); Heinzmann, Johann Georg: Kleine Schweizerreise im August 1796. Basel, 1797; Heinzmann, Johann Georg: Beschreibung der Stadt und Republik Bern. Bern, 1794; Wyss, Johann Rudolf: Reise in das Berner Oberland. 2 Bände. Bern, 1816/17; Wyss, Johann Rudolf: Hand Atlas für Reisende in das Berner Oberland. Bern, 1816; Baedeker, Carl: Die Schweiz. Handbüchlein für Reisende. Koblenz, 1844; Leuthy, Johann Jakob: Geographisch-statistisches Hand-

- lexikon des Schweizerlandes. Erster Theil. Zürich, 1846; Burgener, Christian: Thun und seine Umgebungen. Thun, 1840; Muralt, Eduard von: Führer durch Thun, dessen Merkwürdigkeiten, ältere Geschichte und Umgebungen. Thun, 1865; Krebser, Werner (Hrsg.): Thun. Offizieller Plan und Führer. Thun, 1950.
- <sup>93</sup> Baedeker (wie Anm. 92), XIVf. Daneben empfahlen die Reiseführer den Falken, die Krone, den Bären, den Ochsen und weiterhin den Freienhof und das Weisse Kreuz. Zur Entwicklung der Thuner Tourismusbauten: Flückiger-Seiler, Roland: Die Bauten der Fremdenindustrie. In: Riviera am Thunersee im 19. Jahrhundert. Bern, 2002, 177–184; Maurer/Wolf (wie Anm. 26), 319–324.
- <sup>94</sup> Heinzmann, Johann Georg (wie Anm. 92), 282f.
- <sup>95</sup> Ebel (wie Anm. 92), Ausgabe 1804/05, Erster Theil, 43. Werre war offenbar so gefragt, dass Heinzmann empfahl, ihn Monate vor Reiseantritt zu buchen. Wyss 1816 (wie Anm. 92), 21, hingegen fand es 1816 unnötig, schon in Thun oder Bern einen Reisebegleiter zu buchen, obwohl es in diesen Städten genug davon gebe. In Interlaken sei es dafür früh genug. Weitere Reiseführer werden erwähnt in: Hôtel du Freyenhof à Thoune: Avis à Messieurs les voyageurs se rendant à Thoune. Berne, 1829, 7f.
- <sup>96</sup> Ebel (wie Anm. 92), Ausgabe 1840, 544f. Die Vorschläge der Reiseführer reichten von kleinen Spaziergängen zum Schloss Schadau über Ausflüge in die nähere Umgebung wie zur Cholerenschlucht oder zum Strättligturm bis zu Gewaltsmärschen, so zum Beispiel auf das Stockhorn (in 4,5 Stunden), zurück über das Bad Blumenstein in 6 Stunden oder über das Bad Weissenburg in 8,5 Stunden.
- <sup>97</sup> Das Gebiet Hofstetten war zwar wirtschaftlich und kulturell mit Thun eng verbunden, gehörte jedoch zu einem grossen Teil zur Gemeinde Goldiwil. Goldiwil (und damit auch Hofstetten) wurde 1913 eingemeindet.
- <sup>98</sup> Zur Geschichte des Thunerhofs: Keller, Jon: Werbe-Grafik für das Hotel Thunerhof im Laufe der Jahrzehnte. In: Historisches Museum Schloss Thun: Jahresbericht 1983, 7–19.
- <sup>99</sup> TH, 7.12.1867; GB, 3.4.1889, 31.8.1894; TA, 12.4.1902; OT, 21.6.1910; Krebser (wie Anm. 46), 182f.
- <sup>100</sup> TH, 19.6.1869, 23.10.1869, 25.12.1872; GB, 18.2.1882; OT, 26.3.1929, 27.11.1935; Keller, Jon: Die Stadt Thun und die geschenkten Schwäne. In: Historisches Museum Schloss Thun: Jahresbericht 1992, 37–42.
- <sup>101</sup> Thun und Umgebung. Führer für Fremde mit Illustrationen und Kartenbeilagen. Thun, 1904, 5f.; Gohl, Friedrich Wilhelm: Die Heilquellen und Badanstalten des Kantons Bern. Bern, 1862, 347.
- <sup>102</sup> TT, 22.7.1994, 7.
- <sup>103</sup> Zur Geschichte der Berner Mineralbäder: Lüthi, Adrian: Die Mineralbäder des Kantons Bern. Wesen, Entwicklung und touristische Bedeutung. Dissertation. Burgdorf, 1957; Däpp, Walter; Trachsel, Hansueli; Wyler, Theo: Gesundgebadet. Ein Berner Bäderbuch. Bern, 1982; Bohnenblust, Emil O.: «Von bsunderbar heilsamen Quellen...». Bärner Bedli – einst und heute. Thun, 2004.
- <sup>104</sup> Morell, Carl Friedrich: Chemische Untersuchung einiger der bekannten und besuchtern Gesundbrunnen und Bäder der Schweiz, insbesonders des Cantons Bern. Bern, 1788, 263.
- <sup>105</sup> Malten, Heinrich von: Beschreibung aller berühmten Bäder in der Schweiz. Nebst einer allgemeinen Uebersicht der Bäder zweiten Ranges und der ungenutzten Heilquellen. Aarau, 1830, 183.
- <sup>106</sup> Rüsch, Gabriel: Anleitung zu dem richtigen Gebrauche der Bade- und Trinkcuren überhaupt, mit besonderer Betrachtung der schweizerischen Mineralwasser und Badeanstalten. Teil 2. Ebnat, 1826, 298.
- <sup>107</sup> Zur Geschichte der Badanstalten in Thun: Gassner, Samuel Alfred: Von alten Bädern im Amte Thun. In: Berner Volkskalender, Thun, 1936, 60–65; TT, 20.11.1976, 27.12.1977.
- <sup>108</sup> Gohl (wie Anm. 101), 345; TW, 28.5.1839; TH, 2.9.1848, 5.7.1851, 28.3.1855.
- <sup>109</sup> Malten (wie Anm. 105), 310; TW, 2.7.1839.

- <sup>110</sup> OT, 5.11.1918, 15.7.1926, 22.10.1946; TT, 21.9.1977. Zur Geschichte des Badezimmers: Vigarello, Georges: Wasser und Seife, Puder und Parfüm. Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter. Frankfurt a.M., 1988, 253–265; Heidenreich (wie Anm. 1), 209–260.
- <sup>111</sup> www.rohrimoosbad.ch; www.bad-blumenstein.ch.
- <sup>112</sup> Fueter, Eduard: Einige Rathsschläge zur Vermeidung der in unserm Lande besonders zahlreichen, durch atmosphärische Einflüsse oder durch Erkältung entstandenen Krankheiten. Präsidialvortrag gehalten in Burgdorf an der Hauptversammlung der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft des Kantons Bern im Juni 1849. Zürich, 1849, 9.
- <sup>113</sup> TH, 19.6.1858.
- <sup>114</sup> Gohl (wie Anm. 101), 347f. Der Präsident der Aktien-Gesellschaft war Gerichtspräsident, der Kassier Fürsprecher, der Sekretär Notar. TH, 13.8.1859, 8.2.1860, 16.6.1860; TT, 22.5.1974; 22.5.1984, 3.
- <sup>115</sup> Der Schwimmunterricht wurde 1886 für die «körperlich dazu tauglichen» Knaben obligatorisch. Damals beschäftigte die Stadt an der Primarschule zwei Schwimmlehrer und eine Schwimmlehrerin. VBT, 1884/85, 3, 25; 1886/87, 24f.
- <sup>116</sup> Die geschlechtsspezifischen Öffnungszeiten betragen 1860 pro Woche 27 Stunden für Frauen und Mädchen (1924: 40,5 Stunden); 1860 für Männer und Knaben 82 Stunden (1924: 64,5 Stunden). TH, 20.6.1860; OT, 3.6.1924.
- <sup>117</sup> GB, 28.4.1897; TA, 31.8.1901, 24.2.1905; OT, 3.6.1924. Von Montag bis Freitag waren 46 Stunden für die Männer reserviert, 20 für die Frauen. Die Frauen durften 1924 von Montag bis Freitag von 11–14 Uhr weder die Seebadeanstalt Lachen noch das Flussbad Schwäbis benützen. Zu dieser Tageszeit gehörten sie wohl in die Küche. Hingegen durften sie an zwei Abenden bis 20 Uhr baden: am Freitag im Flussbad, am Donnerstag in der Seebadeanstalt, wo am Wochenende für beide Geschlechter die gleichen Öffnungszeiten galten.
- <sup>118</sup> OT, 28.10.1932, 29.10.1932, 31.10.1932. Die Abstimmung zur Strandbadvorlage verzeichnete eine Stimmteilnahme von rund 40%, es gab 1513 Ja- und 316 Nein-Stimmen. In der ganzen Schweiz wurden in der Zwischenkriegszeit Strandbäder gebaut, in den 1930er-Jahren zum Teil als Notstandsarbeiten. Interessant ist der Vergleich mit dem Strandbadbau in Biel (Eröffnung 1932), der vorerst bei den bürgerlichen Parteien auf Opposition stiess, sowie mit Kreuzlingen, wo die Ortsgemeindeversammlung noch 1926 ein Strandbad ablehnte und einem traditionellen Seebad mit geschlechtergetrennten Abteilungen den Vorzug gab. Dieses wurde 1927 eröffnet. Vgl. Kästli, Tobias: Das rote Biel 1919–1939. Probleme sozialdemokratischer Gemeindepolitik. Bern, 1988, 97–101; Bürgi, Michael; Rüthers, Monica; Wüthrich, Astrid (Hrsg.): Kreuzlingen. Weinfelden, 2001, 50–53.
- <sup>119</sup> OT, 7.7.1933, 10.3.1934, 31.5.1934; TT, 1.3.1962, 4.6.1962, 26.6.1967, 21.5.1968, 4.6.1971, 30.6.1978; 21.6.1988, 5.
- <sup>120</sup> GB, 28.5.1887.
- <sup>121</sup> OT, 20.5.1910, 25.1.1950; TT, 2.11.1976, 25.10.1980; 14.7.1982, 3; 11.5.1983, 4; www.seeclubthun.ch; www.thunersee-yachtclub.ch. Die männliche Form in diesem Abschnitt ist bewusst gewählt, denn Frauen spielten bei vielen Wassersportarten lange nur eine Nebenrolle. Im Seeclub Thun durften die Frauen kurz in den 1930er-Jahren und dann erst wieder ab 1975 mitrudern.
- <sup>122</sup> TH, 22.6.1867; OT, 12.7.1921, 3.9.1922, 22.5.1924, 9.6.1937, 28.8.1946, 26.7.1947, 7.6.1958.
- <sup>123</sup> TT, 9.8.1983, 3; 8.8.1992, 5.
- <sup>124</sup> Einen sehr guten Überblick über die vorhandene Literatur zu Stadt und Wasser bieten die Bibliografien in Frank/Gandy (wie Anm. 1) und Heidenreich (wie Anm. 1).